

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942

Mayer, Karl August: Der Freiwillige. Novelle

urn:nbn:de:bsz:31-62042

kan, ebenso einleuchtend war sie für ihn und das Kopf- schütteln besagte nichts Anderes, als: Nein, s' zählt sich auch mit aus!

Im andern Morgen war er aus der Gegend wieder verschwunden.

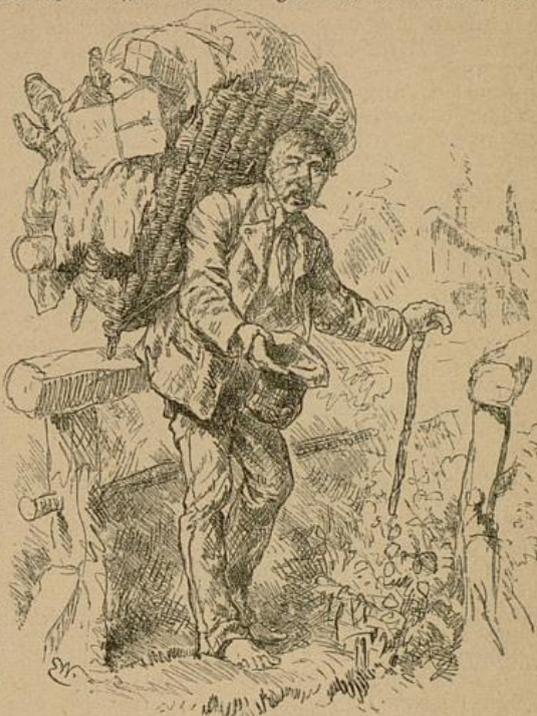
Monate waren in's Land gegangen, da wurde ein kleines zum Klosterhofe gehöriges Grundstückchen ein- gezäunt, eine Hütte darauf erbaut und als diese unter Dach gebracht worden war, saß mit einmal die Traudel als auf ihrem Eigen darauf. Nun wollten sich die Leute erinnern, daß vor nicht lange die Botengängerin ein' mächtigen Papierpack auf den Hof gebracht habe, den sie nur der Bäuerin einhändigen wollte; kann wohl nichts anderes darin gewesen sein, als ein schwer Stück Geld aus der Lotterie! Ei, die Klosterhofbäuerin kennt sich aus. Wird so ein Glück lautbar, kommen alle Bettler und Borger von fern und nah und remen Einem die Thüre ein, so hat sie es lieber verschwie- gen und die alleinige Traudel ins Vertrauen gezogen und das Verheimlichen war so pfißig und findig, wie die offenbare Wohlthat an der Alten barmherzig und christlich. Ja, die Klosterhofbäuerin ist halt in allen Stücken ein achtbares Weib, das weiß Keiner anders.

Es ist wahr, die Leute sind neugierig und wenn man ihnen über etwas nicht Rede stehen will, kommen sie darüber nicht zur Ruhe und lassen Andere nicht zur Ruhe kommen, aber das muß man sagen, sobald sie sich einbilden, sie wären von selbst hinter die Sache gekommen und wüßten so gut oder gar besser um selbe, als der, den sie eigentlich angeht, dann achten sie mit lächelnder Großmuth das Schweigen dessen, der ihnen ja doch nichts zu sagen hätte, als was sie ohnehin schon wissen; gelingt es, sie zu diesem lebhaften Spiele der Einbildungsraft anzuregen, so ist man auch aller Fragen ledig. Nun, der Klosterhofbäuerin war das gelungen, durch den mächtigen Papierpack, den sie sich von der Traudel unter großem Wichtiggethue zutragen ließ, und der nicht werthvoller war, wie bedrucktes Papier eben ist, worüber verschiedene Ansichten herr- schen; doch in der Leute Augen erklärte der Gewinnst die Großmuth gegen die Botengängerin und alle die Heimlichkeit bürgte für den Gewinnst.

In der Hütte, die also, ganz ohne Frage, der Traudel gehört, spricht alle Sonntags ein Mann zu, den man aber auch manchmal unter der Woche mit der Kraxe auf dem Rücken dort vorbeigehen sieht; findet er die Thüre zu und die Fenster verhangen, dann zieht er weiter, trifft er aber die Botengängerin daheim, dann fragt er nach wie es ihr gehe und ob er ihr nicht etwa einen gar schweren Pack irgend wohin tragen könne, für einen solchen Ausnahmefall macht er sich auch in derselben Gegend zu schaffen, für gewöhnlich sucht er im benachbarten Kreise sein Brod. Der Mann ist der Hofsfel, der sich auch auf die Botengängerei verlegt hat, die seinem angewohnten, unstätten Wesen am Besten zuzagt und da er so hübsch Vergnügen und Geschäft zu vereinen wußte, so nimmt ihm Niemand die Stromerei, die er Erwerbes halber treibt, übel; nur, daß er eine andere Angewöhnung nicht los werden kann, finden die Leute an ihm anzusehen, er zieht nämlich noch immer gar zu gern vor Jedem, der ihm in den Weg läuft, die Kappe, geschähe es aus Artigkeit, so möchte ihm das Niemand verdenken, er aber denkt wohl, Grüßen ist Höflichkeit und Danken ist Schuldigkeit und die hätte er, weil er ein armer Mensch ist, der das Seine braucht, immer lieber gleich bar heraus.

Traudel versuchte es oftmals, ihn davon abzu-

bringen, sie rechnete ihm die Einbuße vor, die er dadurch in der Leute Meinung erlitt und die wenigen Kreuzer nach, die er damit gewönne und meinte, daß



Der Mann ist der Hofsfel, der sich auf die Botengängerei verlegt hat. sich auch das nicht auszahle, er aber setzte die feste Ueberzeugung dagegen, wenn sich irgend etwas auf der Welt auszahle, so wäre es eben das — Betteln!

Der Freiwillige.

Novelle von Karl August Mayer.

1.

Ich bin in der alten Pfälzerhauptstadt Heidelberg, nach meines Vaters, eines kleinen Beamten, Tode, ge- boren, und kenne den, der mir das Leben geschenkt hat, nur aus einem kleinen, verblaßten Daguerreotyp und den Erzählungen meiner guten Mutter.

Der einzige Kummer ihrer nur fünfzehnjährigen Ehe war, daß keine Kinder kommen wollten. Als sich dann Hoffnungen zeigten, mußte mein guter Vater vom Leben scheiden, bevor er noch den langersehnten Sohn aus Herz geschlossen hatte, und die Wonnethränen der Mutter über meine Ankunft waren reichlich mit Weh- muthsthänen über den Abschied von dem Gatten gemischt.

Wir hatten, so lang mein Vater lebte, auf der rechten Neckarseite eine kleine reizende Wohnung, von der mir die Mutter oft erzählte, mit der Aussicht auf den nahen Fluß und die Schiffe, welche auf der Strom- schnelle abwärts schiefen, aufwärts dagegen von Pfer- den unter beständigem Zuruf der auerauffitzenden Reiter gezogen werden. Durch kräftigen Aufschlag ihrer Fesseln treiben sie ihre Thiere, und das Tau, das die Pferde mit dem Schiffe verbindet, liegt bald im Flusse, bald

schnell es, wassertiefend und silberne Perlen umherstreuend, empor.

Freilich, seitdem man neuerdings die Kettenschiffahrt eingerichtet und enge Uferlinien gezogen hat, ist das anders. Die Landschaftsbilder haben Einbuße erlitten. Das Nützliche verdrängt eben überall das Schöne.

Auf der linken Seite des Neckar, der rauschend zwischen Felsen dahin strömt, liegen anmuthige Häusergruppen, halb versteckt hinter Pappeln und Nufsbäumen, und von der Höhe schaut das alte Kurfürstenschloß nieder, die Prachturine Deutschlands, der Stolz der Heidelberger, das Reiseziel so vieler Fremden.

Eine solche Wohnung war uns jetzt nicht mehr vergönnt. Wir zogen in eine der engen finstern Quergassen der Altstadt, wo die Mutter zwei Stübchen und eine Dudenküche, zu denen man auf einer schmalen, ausgetretenen Holzstreppe hinaufkletterte, unter dem Dache gemiethet hatte. Stieg man auf einer Leiter in die obere Abtheilung des Bodens, so konnte man aus einer Lute den Königstuhl — das ist der Name des Berges, auf dessen Krone das Schloß liegt — mit seinem schmalen Thurm, spottweise Nadelbüchse genannt, erschauen. Ein im Hause wohnender Junge von zehn Jahren trug mich einst auf seinem Rücken die Leiter hinauf und zeigte mir, über all die Dächer und Kamine hinweg, den platten Rücken jenes Berges, der mir damals ein Himalaya dünkte. Ich war drei Jahre oder wenig darüber. Dies haltsbrechende Wagesstück, hat sich meinem Gedächtnis eingepägt, da es mir von der sonst so milden Mutter eine empfindliche Strafe zuzog.

Unsere Lage verbesserte sich ein wenig, als meine Mutter anfang Klavierstunden zu geben. Zwei Lektionen brachten täglich einen Gulden: das war ein großer Zuschuß. Da sie keine Magd, sondern nur ein Kaufmädchen hielt, führte sie mich für die Zeit ihrer Abwesenheit zu einer benachbarten Freundin, deren fette Butterbrote mir noch jetzt vor den Augen glänzen.

Bisweilen saß ich auch unter der Kinderchar des Schmieds, der im Erdgeschosse des Hauses seine Werkstatt hatte. Durch das kleine viereckte Fenster, das aus der Stube nach der Schmiede ging, sahen wir dann oft die Cyllophen im Feuerschein der Esse hantieren. Der speiende Atna konnte nicht interessanter sein.

Und auch einen Dhrenschmied gab es da. Der Schmied war ein eifriger Sänger — vielleicht ein unentdeckter Wachtel —, der wo möglich nur Gesellen in Dienst nahm, welche ebenfalls geübte Kehlen hatten. Da stimmten sie denn am Feierabend, im Hausgärtchen bei einem Glas Bier sitzend, einen kräftigen Biergesang an. Sie hatten auch ein Lied, welches sie bei der Arbeit unter taktgemäßem Aufschlag der Hämmer, wie in Lörking's Waffenschmied, erschallen ließen. Das war für uns Kinder ein Hochgenuß.

Mit der Zeit wurde ich Klavierschüler meiner Mutter. Uebrigens erhielt sie jetzt für ihre Stunden einen Gulden und sie durfte sich eine bessere Wohnung gönnen, von der man wenigstens den Heiligenberg sah. Dies ist ein Odenwaldgipfel, der dem Königstuhl gegenüber liegt; denn der Königstuhl und der Heiligenberg sind die Riesen, die rechts und links vom Neckar Wache halten, bevor er aus der Bergschlucht in die Rheinebene tritt.

Meine Mutter ist eine große Naturfreundin, die an jedem Orte mit Bäumen, Blumen und Quellen guten Verkehr halten würde; in Heidelberg aber hatte sich dieser Sinn voll entwickelt. Es war dies ein roman-

tischer Zug ihres Charakters, wie er sich bei den Menschen gegenwärtiger Zeit weit weniger findet. Auch jetzt, wo sich das Alter bei ihr zu melden beginnt, läßt sie nicht leicht einen Tag schwinden, ohne daß sie nicht dem reizenden Thal oder den reichbewaldeten Bergen, die man überall wie gute Gesellen zur Hand hat, ihren Besuch abtattet. Auch ist sie mit der Eisenbahn im Thal, welche schönen Nufsbäumegruppen das Leben gefostet hat, sehr unzufrieden.

Mir selber öffnete sie sehr früh das Auge für die schöne Welt, in der wir lebten, indem sie mich, so weit es meine kleinen Beine zu leisten vermochten, hinausführte „in den Tempel Gottes.“ Mit den wachsenden Körperkräften wuchs mir so der Natursinn. Wir scheuten auch nicht, als ich lang und schmal wie ein Spargel ausschloß, die kaum betretenen Pfade, die ganz steil an den Bergen hinaufführen, um einen neuen Aussichtspunkt zu gewinnen, und machten es nicht wie die meisten Spaziergänger, die nur bekannte, bequeme Wege einschlagen. Dabei vergaßen wir natürlich nicht die Beleuchtung in Anschlag zu bringen, die ja wechselt, wie die Stimmung des Menschen, und begnügten uns keineswegs mit dem Abendglühen des aus röthlichem Sandstein erbauten Schloßes — einem Prachtessekt, der sich auch dem rohesten Auge aufdrängt.

So mußte die Gegend ihre geheimten Schätze vor uns erschließen und es herrschte immer große Freude, wenn wir einen neuen Felsenkopf mit Rundschau, eine Bergkanzel, wie meine Mutter sie nannte, entdeckt hatten. Von solchen Stellen wurde dann förmlich Besitz ergriffen; es wurden ihnen Namen beigelegt, wenn sie noch keine hatten, und so eine Topographie hergestellt, die nur für uns von Bedeutung war. Ein Nordpolarfahrer oder Afrikareisender konnte nicht mit größerer Genüthigung Namen austheilen, als wir es hatten.

War keine Bank vorhanden, so bauten wir uns eine zu längerem Verweilen aus Steinen und Moos, oder wir lagerten uns auf dem sonnigen Rasen und sangen des Knaben Berglied von Umland, das ganz wie für uns gedichtet war. Auf diesen Höhen, wo uns die köstlichste Luft umwehte, erzählte mir die gute Mutter Märchen und Geschichten, deren sie Hunderte wußte. Mein Gedächtnis war so treu, daß ich dieselben ganz mit denselben Worten wiederzugeben vermochte; ja, sie haften noch heute in meinem Kopfe, dem seitdem so viel Anderes eingegraben werden mußte.

2.

Eine Hauptbeschäftigung auf unseren Spaziergängen war, Zweige, Blumen, Gräser, Moos und Ephen zu sammeln, welche dann, an den Ruhestätten oder daheim, zu Sträußen, Kränzen oder Pflanzenbildchen geordnet wurden. So erfreuten sich unsere Blumentrüge den ganzen Sommer über eines immer frischen Schmucks und das Bild des Vaters oft erneuter Befruchtung. Die Zusammenstellung von Blumen und Grün, wie sie aus der kunstgeübten Hand meiner sinnigen Mutter hervorgingen, wurde von Vielen bewundert. Wir verwendeten nur wilde Blumen, und allmählich lernte ich deren besondere, ich möchte sagen keusche Schönheit würdigen.

Unsere Sträuße enthielten oft Blumen, die Andere nicht aufzufinden wußten; denn wir kannten entlegene Stellen, wo sich das Seltene fand; auch besaßen wir das Geheimnis manches besonders sonnigen oder feuchten Flecks, wo diese oder jene Kinder Floras ausnahmsweise früh oder spät vorkamen.

In schöner Jahreszeit verweilten wir oft ganze Tage

draußen. In dem Körbchen der Mutter lag nicht nur ihre Näharbeit, sondern auch Mundvorrath und ein Glas, um aus den Quellen zu schöpfen; denn wir kannten die Stellen, wo die schmackhaftesten und kühlsten Bergwasser quollen. Die Güte des Wassers aus der Umgegend von Heidelberg, besonders das Volksbrunnen-Wasser, ist mit Recht berühmt; aber wie oft sagten wir, nachdem wir unser plattgeformtes Touristenglas geleert hatten: „Das geht noch über den Volksbrunnen.“

Es flossen aber auch noch andere Quellen auf unseren Ausflügen, nämlich Milch, frisch von der Kuh oder der Ziege weg, die uns diese oder jene Frau von der Weide oder aus dem Stalle im überschäumenden Glase brachte. Nach Pfälzer Art waren die Leute, mit denen wir draußen verkehrten, aufgeschlossen, freundlich und theilnehmend; es gab das unsern Wanderungen einen besonderen Reiz.

Ein wahres Fest war es für mich, wenn wir zu Mittag bei einem Bauer einkehrten und in einer Gartenlaube oder unter einem Kuschbaum vor dem Hause mit Milchsuppe, Pfannkuchen und Salat eine Göttermahlzeit hielten.

Ich darf nicht vergessen zu sagen, daß in dem Körbchen, welches ich der Mutter trug, auch eine Bibel lag; denn sie wollte nicht, daß ich müßig sein sollte, während sie die Nadel führte. So erhielt ich auf einsamen Bänken und Sitzen, im Walde oder auf freier Höhe meinen ersten Unterricht, der dann bei ungünstiger Witterung in der dumpfen Stube fortgesetzt wurde. Welcher liebliche Schulraum war doch das Dach frischgrüner Buchen, wenn ein sanfter Frühlingswind die seideweichen Blätter leise bewegte, so daß die Schattengitter auf dem Boden zitterten!

Und wie gut lernte sich bei meiner Mutter! Denn sie besaß nicht allein schöne Kenntnisse, sondern auch ein merkwürdiges Lehrgeschick, um das sie mancher Kathederherr beneiden durfte.

So war es mir möglich, unmittelbar aus dem Unterrichte meiner Mutter wohlausgerüstet in das Gymnasium überzutreten. Freilich erlitt nun unser idyllisches Leben großen Abbruch, und ich glaubte in den ersten Tagen auf eine Galeerenbank geschmiedet zu sein; aber allmählich gewöhnte ich mich, und auch der Verkehr mit den Kameraden gefiel mir wohl, nachdem sie mir das, was von einem Mutterföhnchen an mir kleben mochte, mit nicht eben sanfter Hand abgestreift hatten.

In gewissem Sinne blieb freilich meine Mutter anfangs noch meine Lehrmeisterin; denn sie überwachte mich und hörte mich ab, indem sie zugleich mit mir die Vorhallen des Lateinischen betrat. Aber bald machte ich mich von dieser Krücke frei; denn ich setzte eine Ehre darein, ganz auf eigenen Füßen zu stehen.

Ich lernte mit großer Leichtigkeit und war immer einer der Ersten in der Klasse, ohne daß ich, wie mancher Uebereifrige, die notwendigen Körperübungen vergaß. So fehlte mir die Zeit nicht, täglich mit meiner Mutter eine Stunde in die Berge zu gehen und im Winter mit meinen Kameraden mich auf der Eisdecke des Neckar zu tummeln. Die Mutter förderte meinen Verkehr mit anderen wohlgeleiteten Knaben in jeder Weise durch Einladungen ins Haus oder aufs Land. Dabei ordnete sie Spiele an oder übte Lieder mit uns ein, ohne uns unnötig zu bevormunden; denn sie wußte wohl, daß auch Sextaner und Quin-taner ihren Stolz haben.

Wie leuchtete ihr liebes, noch ziemlich jugendfrisches Gesicht, wenn sie durch die Laubhallen unserer Wald-

berge mit uns dahinzog, sie, die Letzte von der Schar, allein oder mit einer Freundin, wir voraus, je Zwei oder Drei, mit Eichenlaub oder Epheu, oft auch mit Sträußen aus blühendem Ginster oder Farrenkraut — je höher desto willkommener — auf den Rücken, der Eine die Schultern des Andern umfassend und Lieder singend, etwa: Hinaus in die Ferne zc. zc. oder: Ich hatt' einen Kameraden zc. zc. Galt ja doch von ihr, was wir sangen: Ich hatt' einen Kameraden, einen besser'n find'st du nit.

Oft las ich ihr auch Abends nach dem Thee vor. Sie hat einen gediegenen Geschmack, dem man nur das Beste bieten darf, und liebt besonders Göthe, von dem sie viele Gedichte auswendig weiß. Es quillt auch in ihr selber eine kleine poetische Ader, die auf mich übergegangen ist; wir dichten aber beide nur für den Hausgebrauch.

Seit ich das Gymnasium besuchte, verdoppelte meine Mutter ihre Klavierstunden. Die musikalischen Schwingen waren ihr mächtig gewachsen; sie ging nun nicht mehr aus, sondern ertheilte den Unterricht daheim. Ich selber begann schon von den mittleren Klassen an, jüngeren und schwächeren Schülern Nachhilfe zu geben, und gewann damit ein reichliches Taschengeld. So lebten wir nach unserem Ermessen wenigstens in behaglichem Wohlstande.

An manchen Unterrichtsgegenständen, die mich auf dem Gymnasium beschäftigten, nahm meine Mutter lebhaften Antheil, und ich mußte ihr oft aus Geschichte, deutscher Literatur, Physik berichten. Ueber meine deutschen Aufgaben schrieb sie nicht selten eigene Gedanken nieder. Besonders dankbar war sie mir, wenn ich ihr aus meinen lieben Alten übersetzte, und sie griff, als sich das goldene Thor des Griechenthums vor mir aufthat, mit wahrer Begierde nach meiner führenden Hand, um mit mir einzutreten und ein paar Stufen des Tempels hinaufzusteigen. Die Kämpfe vor Troja, an welchen sogar die Himmlischen Theil nahmen; Hector's Abschied von der Gattin, den uns Schiller schon früher nahe gelegt hatte; der greise Priamos, Achilleus' Kniee umfassend; Odysseus, wie er aus der Höhle des Cyclophen entritt; Naukika's stille Liebe zu dem Helden und Penelope's Treue, dies Alles genossen — ja, wir erlebten es gemeinschaftlich. Meiner Mutter Kopf und Herz waren noch jung genug, um in diese Welt einzutauchen, und wenn ich als Odysseus vor ihr, der Zauberin Kirke — denn wir sagten immer: Kirke — niedersank und flehentlich um Entlassung bat, gab sie, auf ihre Rolle eingehend, sofort zur Antwort: „Göttlicher Laertiade, erfundungsreicher Odysseus, nicht länger sollst Du wider meinen Willen in meinem Hause verweilen“ zc. zc.

Ähnlich wie mit Homer, hielten wir es mit Aeschylos und Sophokles. Wenn ich als Prometheus auf unserem alten Sopha, wie an den Felsen angeschmiedet, lag und Klagen über mein Leid, das ich als Gott von Göttern dulden müsse, aussprach: übernahm sie die Stelle des Chors und ließ die Stimme mitleidvoller Klage hören: „O hatt' ich doch nie diesen Jammer gesehen! Nun ich ihn gesehen, bricht mir das Herz.“

Wir dachten freilich damals nicht daran, daß ich bald an ein Siechbett, wie Prometheus an den Felsen, geschmiedet sein würde.

Mein Entschluß, Lehrer der klassischen Sprachen zu werden und meine Begeisterung für die Schönheit des Griechenthums in die Seelen der Jugend zu pflanzen, stand fest. Eine Stellung an der Universität erstrebte

ich nicht; ich hatte weder den Ehrgeiz noch die Mittel, durch die Klippen eines langjährigen Privatdocententhums zu steuern; auch schien mir das unmittelbare Wirken auf den Schüler, wie es dem Lehrer an der Mittelschule vergönnt ist, ein großer Vorzug.

3.

Unter solchen Entschlüssen ging ich auf Ostern 1870 mit einem Abiturientenzugnis, das der Mutter Freundschaftstränen entlockte, zur Universität.

Als dann im Sommer der Krieg ausbrach, litt es mich nicht länger in den Hörsälen. Was war denn die Wissenschaft, die wir trieben, werth, wenn sie uns nicht das Herz für das Vaterland aufschloß? Zwar schüttelte der Militärarzt den Kopf, als ich mich seiner Prüfung unterwarf, und meinte mein Körper sei noch nicht hinreichend erstarkt, um die Kriegsstrapazen zu ertragen; als ich ihm aber meine guten Turnzeugnisse wies und ihn versicherte, daß ich, obwohl nicht muskulös, doch eine ausdauernde, zähe Natur habe, gab er nach.

Der übersorgsamen Mutter freilich mußte ich diese ärztlichen Bedenken verschweigen; mein Entschluß war ohnedies schmerzlich genug für sie; denn wen hatte sie noch, wenn ich nicht wieder kam? Dennoch faßte sie sich bald. Nicht umsonst hatte ich ihr von den Spartanerinnen erzählt und auch die Geschichte der Befreiungskriege gab ihr große Beispiele an die Hand. „Was die Spartanerinnen und die Preußenmütter vermochten, werd ich auch wohl zu Stande bringen,“ sagte sie.

„Wir haben so oft des Knaben Berglied von Abland gesungen,“ so schloß ich die Berathung mit ihr. „Soll denn die letzte Strophe nichts bedeuten? Und ich sang:

Und wann die Stürmglock' einst erschallt,
Wann Feuer auf den Bergen wallt,
Dann steig' ich nieder, tret' ins Glied,
Und schwing' mein Schwert und sing' mein Lied:
Ich bin der Knab' vom Berge!

Eine Weile hörte meine Mutter unter Thränen zu; bei der Zeile: „Und schwing' mein Schwert“ z. fiel sie ein und sang tapfer mit.

Sie ist eine Frau voll hohen Sinnes, meine Mutter. Es waren unser zwölf Badener von der Universität Heidelberg, die sich entschlossen hatten, als Freiwillige in das Heer zu treten. Um den Wasserdienst zu erkennen, sollten wir uns nach dem von der französischen Grenze weiter abliegenden Städtchen Wertheim begeben; aber der Befehl, dahin aufzubrechen, verzögerte sich im Drang der Umstände. Mittlerweile fielen die ersten Schläge im Elsaß. Man kann sich denken, wie uns der Boden unter den Füßen brannte.

Um das Ginerexerciren möglichst abzukürzen, begaben wir uns einstweilen in die Lehre eines invaliden preussischen Unteroffiziers, der als ehrfamer Schutzmachermeister in Heidelberg lebt. Wir waren so eifrig, daß wir unsere Musketen aus der Turnhalle, wo der alte Schnauzbart uns drillte, mit nach Hause nahmen und dabei die Bewegungen und Griffe übten. Wie oft überraschte mich nicht meine gute Mutter, indem ich — Unteroffizier und „Bataillon“ in einer Person — mit lauter Stimme kommandirte und manövertete!

An einem Sonntag Nachmittag, nach einem starken Gewitter am Morgen, unternahmten wir Zwölf eine Ausflug nach der Molkentur. Dies ist ein beliebter Ausflugspunkt im nahen Waldgebirge über Heidelberg mit einem Wirthshause im Schweizerstyl, erbaut auf den Trümmern eines noch älteren Schlosses, wo einst der Hohenstaufe Konrad gehaust hat.

Wenn das Schloß, wie ich oben sagte, auf dem Rnie des Königsstuhls ruht, so hängt die Molkentur an dessen Schulter, und diese Schulter führt den besondern Namen Geisberg, wie die Schlachthöhe bei Weissenburg.

Man schaut von dort, wie ein in der Luft schwebender Adler auf die mit Ephen überwucherten Mauern auf die Thürme, Zinnen, Erker und riesigen Kamine des weitgedehnten Schlosses nieder. Tief unten im Thale dehnt sich den Fluß hinab die vielgethürmte Stadt aus. In kühnem Bogen springt die alte Brücke über den Neckar, der, aus der engen Gasse der Waldberge entlassen, nun als ein freier Mann in die Ebene tritt. Wie freut er sich der ungemessnen Bewegung und wandelt behaglich, bald rechts nach dem schöngestaltigen Delberg, bald links nach den blauen Vogesen schauend, in langen Bindungen durch die gesegneten Fluren der Pfalz nach Mannheim, dem Vater Rhein entgegen.

Von dem Tische, den wir Kriegskameraden für uns eingenommen hatten, konnten wir das reiche, im warmen Sommenglanze vor uns ausgebreitete Bild bequem überschauen. Drüben, jenseits der langen Schlange des Rheins, deren Schuppen da und dort aufblitzten, zog von Mittag gen Mitternacht die Bergkette des Elsaßes und der Rheinpfalz.

Zwei Dampfrosse mit flatternden Rauchfahnen eilten die Ebene auf und nieder. Wie bald sollte uns Zwölf eins derselben wegführen nach dem Lande da drüben, wo die beiden Völker im blutigen Kampfe gegeneinander standen!

Unwillkürlich stimmte ein Freund von mir die letzte Strophe des schönen Liedes: Vom hohen Olymp herab zc. an: Ist einer unsrer Brüder dann geschieden zc. Mit gedämpfter Stimme sangen wir die Strophe.

Eine feierliche Stimmung kam über uns: „Auf den dauernden Sieg unserer Waffen!“ rief Einer; „Auf Deutschlands Wachsthum nach innen und außen!“ ein Anderer. Mein Freund, den die Kameraden den Idealisten nannten, sagte: „Hohe Göttin Germania, wenn Du Opfer brauchst, so nimm eins oder zwei von unsern Häuptern, nimm das meine! Wir wollen ja gern das neugefügte Vaterland mit unserm Blute kiten.“

Armer Junge, Du hast den Blitzstrahl des Schicksals auf Dich herabgelenkt. Er fiel im heißen Kampfe bei Belfort.

Jetzt kam ein Zug von zwölf hübschen Mädchen, mit Kränzen aus Eichenlaub in der Hand, des Weges. Sie schritten, die Einen heiter und fest, die Andern feierlich und verlegen, auf uns zu und schmückten unsere Mützen oder unser Haar, je nachdem wir den Kopf bedeckt hatten oder, wie ich, barhaupt waren, mit ihren Paubkronen.

Diese überraschende Huldigung von schöner Hand ging aus der patriotischen Stimmung, von der damals die Herzen getragen waren, aus.

Zufällig hatte nämlich gerade an diesem Tage eine größere aus älteren und jüngeren Damen bestehende Gesellschaft die Molkentur besucht. Da unsere Tafelrunde Schwestern und Freundinnen unter derselben besaß, lag der Gedanke einer Befränzung nahe und wurde, als er in Vorschlag kam, mit Begierde ergriffen, ohne daß die Mütter ein Veto einlegten. Um die Zahl Zwölf voll zu machen, hatte man noch einige junge Damen von der Gesellschaft, die uns fremd waren, hinzugepreßt und gerade diese waren es, die ihr Kranzamt mit Befangenheit vollzogen.

Auch mir war eine der Lekterwählten zugehört worden: Antonie, die siebzehnjährige Tochter des Geheimraths von Kappellen, der damals unter den Rechtsgelehrten Deutschlands eine der ersten Stellen behauptete. Ergründend stand sie vor mir, dem Beträuzten. Mir selber schoß das Blut in die Wangen; denn dies Mädchen war von einem Liebreiz und einer Anmuth, daß ich glaubte, Schillers „Gebild aus Himmels Höhen“ zu schauen.

Nachdem die Fräulein zu ihrer Gesellschaft zurückgekehrt waren, beschloßen wir unsern Dank durch Gesang abzutragen; denn wir konnten ganz gut ein Doppelquartett besetzen und hatten zahlreiche Lieder geübt.

Der Tisch der Damen stand, durch Gebüsch versteckt, unweit des unsers. Wir begaben uns in die Nähe desselben und stimmten einige unserer schönsten Lieder an. Dies erwarb uns nicht nur reichen Beifall, sondern es erfolgte auch die Aufforderung an die Beträuzten neben den Franzispenderinnen Platz zu nehmen.

Mit Anspielung auf meinen Namen Gustav Pilger und auf den Antoniens von Kappellen jagte eine der Mütter neckisch: „Es fügt sich ganz hübsch, daß der Pilger zur Kapelle kommt.“

Eine andere der älteren Damen machte großes Wesen aus meinem „weichen, seelenvollen Tenor.“ Ich weiß recht gut, daß ich im Gesang nur ein Dilettant bin; aber nie hab' ich mehr von Herzen gesungen, wie an jenem Tage, mit dem Auge auf Antonien weisend.

Ein Kellner schleppte einen Korb mit Deidesheimer heran; denn man wollte uns als Vaterlandsvertheidiger feiern. Man toastete wacker auf uns; neue Lieder wurden gesungen, und da die Alten in die Heiterkeit der Jungen eintauchten, untkreisten Lachen und Fröhlichkeit den ganzen Tisch. Wir blieben den Damen nichts schuldig und antworteten in Prosa und Versen; mir gelang sogar eine kleine Stegreifdichtung, die bei der gelobenen Stimmung gute Aufnahme fand.

Abgesehen von dieser Improvisation waren Antonie und ich die Stillsten von Allen. Da ihre Eltern erst seit dem Sommerkurs in Heidelberg wohnten, sahen wir sie zum erstenmal. So begegneten wir uns als Fremde, und doch fühlten wir uns nicht fremd. Wir waren still, aber um nichts weniger glücklich. Ich freute mich ihrer Nähe und wenn bei einem Worte, das sie an mich richtete, ihr süßer Athem mein Gesicht mit leisem Hauche streifte, empfand ich es — wie soll ich sagen? — als eine Liebföngung ihrer Seele.

4.

Die aus dem tiefen Thal aufsteigende Röhle machte den Abend noch wonniger, und wenn auch zwei oder drei der Mütter lieber gegangen wären und ihre Tücher enger um den Hals zogen, nachdem der Feuerball der Sonne groß und rein hinter den Vogeln niedergesaut war, so trug doch der jüngere Theil der Gesellschaft, welcher einstimmig für längeres Bleiben sprach, den Sieg davon. Die purpurfarbigen Wolken und Wölkchen, die wie selige Inseln in dem Himmelsmeer schwammen, begannen zu erblaffen und zerflossen. Im Westen schimmerte die Venus, der Stern der Liebe, höher am Gewölbe Jupiter und bald nahm Stern um Stern seinen Platz in der goldenen Heerschau ein.

Jetzt schlug die Glocke der Heiliggeistkirche, deren schlanker Thurm als der höchste aus der Stadt, wie ein Mast aus dem Schiffe aufsteigt, die neunte Stunde; der Klang zitterte deutlich durch die stille Luft. Wiederum mahnten die Mütter das junge Volk, das der Zeit nicht dachte, an den Ausbruch, und diesmal zogen wir den Kürzeren.

Indem wir den Fußweg, der sich wie eine Schlange um den Berg windet, hinabstiegen, gingen die meisten von uns paarweise mit ihren Franzispenderinnen, ich also mit Antonien, deren Mutter übrigens nicht von der Gesellschaft war.

Auch jetzt kamen unsere blöden Zungen wenig in Bewegung und die meine noch weniger als die ihre; aber um so mehr regten sich die Herzen.

Einzelne Partien unseres Weges führten durch tiefdunkles Gebüsch; da war mir's, als ob ich mit Antonien allein auf der Welt sei. Für einiges Licht hatte freilich die warme Sommernacht Sorge getragen, indem sie ganze Sprühregen von Glühwürmchen austreute. Eins derselben flog ihr vor dem Gesichte auf und nieder, sie wollte es fangen: da strauchelte sie über eine Wurzel und — fiel mir in die Arme.

„Verzeihen Sie, daß ich so ungeschickt war!“
Nicht minder höflich erwiderte ich: „Verzeihen Sie, daß ich so läh war!“

Ich konnte sie ja doch nicht in die Dornen fallen lassen. Zum Glück kamen wir hinter den Andern her und hatten keinen andern Zeugen als Frau Luna, die diskrete Vertraute so vieler Liebespaare, welche jetzt auf einmal neben dem Königstuhl in vollem Glanze über den Berg schaute.

Eine der Mütter, deren Einladung Antonie gefolgt war, hatte auf uns gewartet aus Furcht, das ihr anvertraute Lämmchen möchte Schaden leiden. Mit ihr wanderten wir jetzt weiter, nicht gerade sehr erfreut über diese zwei Augen mehr.

Hatten wir auf dem obern Theil des Weges in die vom Dämmerlicht des Mondes beglänzte Ebene geschaut, so war unser Auge jetzt dem Schlosse zugewendet, dessen trümmerhafte Mauern gespenstig-dunkel vor uns aufstiegen. In mir sang und klang es: Um die alten Mauern schlingt sich der Epheu; um die alte Welt grünt und rankt die Liebe und hält sie ewig jung.

Ich habe später ein Lied aus diesem Gedanken gesponnen.

Unser Weg führte über das Schloß. Von dem großen Altan aus sahen wir Heidelberg mit seinen Gasflammen, deren Lichtschein wie Perlenstränge die Richtung der Straßen bezeichnete.

Ich verglich die lange Stadt mit einem Fischgerippe, dessen Rückensäule die Hauptstraße, dessen Gräten die Seitengassen vorstellten. Antonie, die neben mir in einem der Erkerbülmchen lehnte, indeß unsere Wächterin sich für den Augenblick einer der andern Damen zugesellt hatte, setzte den Scherz fort, indem sie sagte:

„In welcher Gräte wohnen Sie?“

„Meine Gräte heißt die Hapfelgasse, die dort von der Hauptstraße nach der Neckarbrücke läuft.“

„Und ich,“ erwiderte sie lachend, „sitze an der Rückensäule fest, bei Kaufmann Zeiller, gerade wo ihre Gräte den Anfang nimmt.“

„Bei Zeiller! Da sind wir ja Nachbarn und können uns in die Fenster sehen.“

„Das ist ja prächtig!“

„Wollen wir's morgen früh um Acht versuchen?“

„Gern, gern!“

Es war ein wonnig-süßes Gespräch, das nur allzu bald unser Argus unterbrach.

Da die Andern schon den Burgweg hinabstiegen — so mahnte er — mußten wir als die Letzten im Zuge unsere Schritte beschleunigen.

So eilten wir denn auf dem nächsten Wege den gewölbten Gang hinunter und erreichten die Gesellschaft auf dem Karlsplatze.

Eine Strecke weiter trennte man sich und mir wurde von jener einsichtigen Dame der goldene Auftrag ertheilt, Antonien nach Hause zu geleiten. Ich bot ihr meinen Arm, den sie anfangs schüchtern ausschlug. Als uns dann aber eine Schar ziemlich aufgeregter Corpsburschen entgegenkam, die eine Kette in der Quere bildend, die Straße fast versperren, schlüpfte ihr Arm plötzlich in den meinen und ließ mich auch nachher nicht wieder los.

Wie süß war mir das, wie süß!

Im Thorweg des Zeiller'schen Hauses nahmen wir dann Abschied, obgleich es mir und — wie sie mir später gestand — auch ihr viel lieber gewesen wäre, die ganze Nacht unter den Millionen holder Himmelslichter und von dem freundlichen Fackelträger, dem Monde begleitet, selbänder dahinzuschlendern. Als ich ihr mit einem kleinen Händedruck gute Nacht sagte, dankte sie für das Geleite, indem sie den Druck leise, leise, aber doch merklich erwiderte.

Sie legte die Hand auf die Brust, wie um ihr klopfendes Herz zu dämpfen, und auch das meine pochte ungestüm.

Was giebt es Holderes auf Erden, als das erste Regen der Liebe in zwei jungen, unberührten Herzen?

5.

Zum erstenmal in meinem Leben war ich nicht ganz offen gegen meine Mutter. Allerdings erzählte ich ihr von dem Zusammentreffen der Zwölf mit jener Gesellschaft und erwähnte auch Antoniens mit einem leichten Wort, das mir, eben weil es leicht war, als Lüge erschien; alles Uebrige gedachte ich zu verschweigen. Was ist aber schärfer, als das Auge einer Mutter ihrem Kinde gegenüber? Sofort merkte sie, daß Feuer im Dache bei mir war, und holte mich trotz einem Untersuchungsrichter mit Kreuz- und Querfragen so gründlich aus, daß sie mir in weniger als einer halben Stunde alles aus dem Munde gesponnen hatte: Bekränzung, Gesang, Tischnachbarschaft, Toaste, Sonnenuntergang — der für mich ein Sonnenaufgang war — die Glühwürmchenjagd auf dem Rückwege, Erkergespräch, Arm-in-Arm-Führung, Händedrüken, kurz Alles, Alles.

Nachdem das peinliche Examen zu Ende war, machte meine Mutter eine lange Pause, indem sie mir fest in die Augen sah. „Gustav, lieber Sohn,“ sagte sie dann und legte mir die Hand auf die Schulter, „was soll aus der Sache werden?“

„Was daraus werden soll?“ erwiderte ich, mich in die Brust werfend. „Mann und Frau! Denn ich bin überzeugt und ich habe, wie ich Dir sagte, die Proben, daß sie einverstanden mit mir ist.“

„Mann und Frau!“ wiederholte sie, eine helle Fache aufschlagend. „Ihr seid zwei Kinder, zwei Nachfische und wollt schon über Eure Zukunft verfügen! Du angehender Student, Du Milchbart, Du Walther von Habenichts willst die Geheimrathstochter, das schmeichste Mädchen in Heidelberg — denn ich habe sie gesehen und weiß von ihr — heimführen, und sie, die Siebzehnjährige, die gestern die Schulmappe auf die Seite gestellt hat, ist miteinander einverstanden — hinter dem Rücken der Eltern! Ihr seid unternehmende Leute, das muß ich sagen.“

„Lache nicht, Mutter!“ rief ich; „Dein Lachen empört mich. Du mißtraust dem Ernst und der Stärke unserer Liebe. Denke an Romeo und Julie!“

„An Die will ich am wenigsten erinnert sein. Aber Du gehst ja in den Krieg, in den großen, heiligen Krieg gegen den Reichsfeind für die Einheit Deutsch-

lands. Das sind die Gedanken, die jetzt einzig und allein Dein Herz erfüllen müssen.“

„Ich nehme Antoniens Bild mit in den Krieg; auf einsamer Feldwache soll es mich umschweben; in der Schlacht werd ich es anrufen als meinen guten Genius.“

„Das magst Du thun. Vielleicht wird Dir das Mädchen in einem andern Sinne, als Du denkst, ein Schutzgeist sein. Wenn Du aber mit der Zeit, wie ich zu Gott hoffe, wohlbehalten zurückkehrst, mußt Du gewärtig sein, daß Dein guter Genius die Braut irgend eines Privatdocenten oder Professors ist.“

„Nimmer, nimmermehr!“

„Glaube mir, es treten wenig Leute vor den Altar, die nicht vorher ein kleines Liebesverhältnis gehabt haben, das wie eine Seifenblase schnell zerplatzt ist. Du hast Romeo genannt. Nun gut, vor Julie kam Rosalinde.“

„Gut, so wollen wir Zwei eine Ausnahme machen. Unsere frischen Herzen werden nur einmal, aber um so tiefer lieben.“

Zwei Tage darauf erschien Frau von Kappellen bei meiner Mutter, um eine Klavierstunde für Antonie mit ihr zu verabreden. „Meine Tochter,“ sagte sie, „hat plötzlich wieder Lust bekommen zu singen und zu musizieren. Sie weiß nicht genug von den köstlichen Liedern zu erzählen, die neulich auf der Molltenur von einigen Freiwilligen vorgetragen worden sind, so daß ich vermuthen muß, dieser Eindruck ist auf das Erwachen ihres musikalischen Sinns von Einfluß gewesen. Ihr früherer Lehrer, ein ungeduldiger Pedant, hat ihr das Klavier verleidet. Sie dagegen verstehen, wie ich höre, den Unterricht in der Musik anziehend zu machen.“

Die Mutter dankte für die gute Meinung und stellte die Klavierstunden mit der Geheimrathin fest; aber sie verlegte vorsichtig den Anfang der Lektionen auf eine Zeit, wo ich schon nach Wertheim abgereist sein mußte. Sie wollte offenbar das Feuer nicht schüren, aber auch nicht auslöschen, die Schelmin von Mutter. Es war ja doch die Möglichkeit vorhanden, daß ihr lieber Sohn, für den ihr das Beste nicht zu schlecht war, das große Los zöge.

Unsere Übungen in Wertheim dauerten um so kürzer, da wir in Heidelberg schon gut vorgearbeitet hatten. Mein sehnlischer Wunsch, über die letztgenannte Stadt nach dem Kriegsschauplatz abzugeben, ging leider nicht in Erfüllung. So war es mir nicht vergönnt, meine Mutter noch einmal zu umarmen und Antonien zu sehen, welche jetzt ja bei ihr aus- und einging. Ich sagte, wie in jenem Liede Mörike's: Schweig stille, mein Herze! und begnügte mich mit einem Abschiedsbriefe, der natürlich einen Gruß an die Vielgeliebte enthielt. Ich wußte, daß Antonie sich schnell herzlich an meine Mutter angeschlossen hatte — wie Alle, die ihr nahe kommen — daß sie dieselbe „liebe Tante“ anredete, ja sogar beim Kommen und Gehen mit einem Kusse bedachte. Die gute Mutter hatte mir das nicht ganz vorsichtiger Weise geschrieben, um mir Freude zu bereiten, und ich war eitel genug, Einiges von diesen Aufmerksamkeiten auf mein Conto zu schreiben. Wie sehr fühlte ich doch die Wahrheit des alten Spruches:

Ob Liebe Leiden sei,
Ob Leiden Liebe sei,
Weiß ich zu sagen nicht,
Aber ich klage nicht:
Lieblich das Leiden ist,
Wenn Leiden Liebe ist.

6.
Die Kriegsergebnisse der Jahre 1870 und 1871 füllen die glänzendsten Blätter unserer Geschichte, und es hieße nur Altbekanntes wiederholen, wollte ich dabei verweilen. Nur was mir außerordentliches widerfahren, soll in diesen Zeilen hervorgehoben werden.

Als Badener gehörte ich dem vierzehnten Armeekorps an, das der bewährten Führung Werder's unterstellt war. Unsere erste Aufgabe war, Straßburg zu gewinnen. Straßburg, die falsche Helena, hatte sich vor nahezu zweihundert Jahren durch Paris-Ponvois rauben lassen; nun führte sie Agamemnon-Werder nach einem hartnäckigen Sträuben von anderthalb Monaten in Deutschlands Arme zurück. Mag sie jetzt noch spröde thun, so viel sie will: sie muß sich dem alten, neuen Herrn geben; sie ist ja doch von deutscher Art. Was ihr von französischem Wesen anklebt, ist ein Hirniiß, der sich abreibt.

Es war ein furchtbar schönes Schauspiel, vom Rheinufer aus, wo wir uns festgesetzt hatten, die von unseren Geschossen brennende Stadt und den hohen Münsterthurm, schwarz abgezeichnet auf dem glührothen, flammemwogenden Hintergrunde, zu schauen. Ich war in Friedenszeiten wiederholt das Rheinthal auf- und abgefahren und immer, wenn ich in der Gegend von Appenweier den Münsterthurm wie einen Riesenfinger hatte winken sehen, war mein Gedanke: Finger, du sollst nicht umsonst mahnen! Wenn Deutschland erstickt, muß Straßburg unser sein.

Und jetzt hatte ich selber dazu geholfen!

Wenige Tage nach der Uebergabe marschirten wir weiter. Wenn wir in den Dörfern und Städten des Elasses, die wir durchschritten, „die Wacht am Rhein“ anstimmten, wer hatte ein besseres Recht auf dieses Lied als wir? Die Sicherung der Rheingrenze war auch ferner unsere Aufgabe. Wir operirten in der Franche-Comté und in Burgund und lieferten eine Reihe glücklicher Gefechte, wie sie in den öffentlichen Blättern jener Zeit verzeichnet stehen. Zugleich säuberten wir jene Gegenden von Franc tireurs — ein trauriger Krieg, wenn nicht Soldat gegen Soldat im ehrlichen Kampfe steht, sondern der Meuchelmord aus Gehüch und Häufern lauert, und die Rache dem Sieger das Schwert führt.

Ende Oktober besetzten wir nach harten Kämpfen Dijon, einen Hauptpunkt der feindlichen Operationen, wo nun Werder sein Hauptquartier aufschlug.

Höchst gespannt waren wir, uns mit den Garibaldianern zu messen. Ein Zufall verschaffte mir ihre Bekanntschaft vor vielen Kameraden.

Es waren dem Werder'schen Korps einige preussische Truppen beigegeben worden; dazu gehörten ein westfälisches Landwehrbataillon und zwei Schwadronen Husaren, die im November in Chatillon sur Seine lagen. Mein Bataillon hatte damals sein Quartier in einer kleineren Ortschaft der Cote d'Or, wo kein genügender Raum für unsere Verwundeten und Kranke in sich vorfand. So geschah es, daß ein Transport derselben nach Chatillon angeordnet wurde. Ein Leutnant mit achtzig Mann sollte die Bedeckung bilden; einer von diesen achtzig Mann war ich. Mit noch zwei Mann wurde ich auf eine Nacht bei einer Wittve einquartiert, die zwei niedliche Töchter: Marguerite und Rose besaß. Diese zwei Blümchen wurden anfangs vor uns versteckt; bald aber gewannen wir das Zutrauen der Mutter, und die Mädchen kamen zum Vorschein.

So fanden wir drei, ich, der ich kurz zuvor zum

Gefreiten aufgerückt war, und die beiden Kameraden, wohlwollende Aufnahme, während die deutschen Truppen in Chatillon im Allgemeinen einer unheimlichen, finsternen Zurückhaltung begegneten. Die Wittve hatte sich nach der Bedeutung der bunten Schürze an meiner Achseklappe, welche die Andern nicht befaßen, erkundigt. Als sie nun erfuhr, daß dies ein Abzeichen der Freiwilligen sei, und daß ich eine Mutter, ebenfalls Wittve, daheim gelassen habe, äußerte sich die redselige Frau in folgender Weise:

„Monsieur, macht uns also den Krieg, ohne dazu berufen zu sein, und vielleicht hat das Feuerrohr, das dort an der Wand lehnt, schon manchem armen Landsleute die Todestugel zugeschickt. Aber Sie fechten für Ihre Sache, wie wir für die unsre, und Gott wird ja endlich unser Gebet erhören und uns den Sieg geben, nachdem der Stifter alles Unheils, der Schurke von Napoleon, die Hand aus dem Spiele hat. Ich hatte auch einen Sohn, der kriegslustig war. Jung und ohne Bart, wie Sie, ein Mädchengesicht mit einem Löwenherzen, ging er nach Algier und träumte davon, sich hervorzuthun und die Spauletten zu gewinnen. Mais Dieu a disposé de lui. Das Fieber raffte ihn in Bona hinweg. Fort war er, wie man ein Licht ausbläst, er, der die Stütze der Familie sein sollte. Ich weiß also, wie es einer Mutter und Wittve ums Herz ist, die einen Sohn draußen im Feld hat, und wenn wir Ihnen freundlich sind, geschieht es um unseres Etienne willen. Ich will Ihnen einen guten mütterlichen Rath geben, Monsieur: haben Sie wohl Acht, daß Ihnen hier in Chatillon kein Unglück zutrifft! Die Einwohner dieser Stadt haben einen großen Haß auf die Fremden geworfen und es schleichen Franc tireurs wie die Diebe umher, die nichts Gutes im Schilde führen. Betreten Sie die Straße nicht allein, wenn Sie nicht müssen! vermeiden Sie es besonders, die Winkelgassen zu besuchen oder draußen vor der Stadt zu promeniren! Dies ist der Rath einer Frau, die Mitleid mit Ihrer Jugend hat.“

7.

Ich war der guten Wittve von Herzen dankbar und mahnte auch meine Kameraden zur Vorsicht. Auch die beiden Töchter, namentlich Rose, die Jüngere, die wahrlich ihrem Namen keine Schande machte, wurde bald zutraulich und fragte mich neugierig, wie Ewas Töchter sind, über meine Familienverhältnisse aus. Sie hatte von dem „Forêt Noire“ gehört und glaubte, daß dies ein unendlicher, undurchdringlicher Wald sei, in dem ganze Rudel von Wölfen und alle Unthiere hausten.

Als ich auf einem verstimmten Klavier, das Etienne gespielt hatte und als Andenken an ihn werth gehalten wurde, einige Lieder anschlug und sie mit meinem naturalistischen Gesang begleitete, erntete ich große Bewunderung. Es ist wirklich lächerlich zu sagen, welches Glück ich bei diesen halbgebildeten naiven Menschen machte. Kärrische Heben, wie: Oh, comme c'est charmant, monsieur! C'est vraiment délicieux! N'est-ce pas, tous les Allemands sont grands musiciens? Ah, monsieur, on sent bien que vous êtes du pays de Mozart! schwirrten um mein Ohr. Mein bartloses Gesicht, dazu die blondgekränkelten Haare und die blauen Augen verschafften mir bei den überschwänglichen Mädchen die lächerliche Ehre für einen ange du ciel, einen apôtre Saint Jean zu gelten, wenigstens flüsterte Rose ihrer Schwester dergleichen Thorheiten sehr hörbar ins Ohr.

Die Preußen hatten arglos die gewöhnlichen

Wachen ausgestellt und saßen um so ruhiger in ihren Quartieren, als auch die benachbarten Ortschaften und Städtchen zum Theil von deutschen Truppen besetzt waren. Da begab es sich, daß am neunzehnten November — dieses Tages werd' ich gedenken, so lang ich athme — am frühen Morgen vierhundert Mann Garibaldianer und Francireurs, die Ricciotti Garibaldi in der Nacht zu einem Ueberfall auf schlau gewählten Wegen herbeigeführt hatte, die ausgestellten Feldwachen überwältigten und mit dem Feldgeschrei: Garibaldi! Garibaldi! in die Stadt einbrachen. Die Deutschen, von denen die meisten noch in den Betten lagen, wurden vollständig überrascht. Zwar schlug man sofort Generalmarsch; aber Horn und Trommel verstimmten sehr bald, weil der Feind die Spilleute niedermachte. Natürlich fuhren die Mannschaften so schnell als möglich in die Kleider und eilten mit ihren Waffen auf die Straße. Hier erhob sich ein verzweifelter Kampf, der um so gefährlicher für uns war, da nun auch die Bürger ihre Gewehre ergriffen und aus den Fenstern und Thüren auf die Männer, die sie eben noch beherbergt, schossen.

Bis neun Uhr wurde Mann gegen Mann gekämpft; dann mußten die Preußen, der Uebermacht weichend, den Rückzug antreten. Auf der nächsten Höhe machten sie Halt und entsandten Husaren nach dem benachbarten Chateau Vilain und Chaumont, um Hilfe zu holen. Das Glück wollte, daß sie unterwegs auf fünfhundert Mann Ersatruppen vom zehnten Armeekorps stießen. Mit Jubel wurden dieselben begrüßt; sofort trat man im Laufschrift den Rückweg nach Chatillon an und betrat die treulose Stadt, aus der die Garibaldianer und Francireurs schon wieder verschwunden waren, mit klingendem Spiel und wehenden Fahnen.

Das Haus, in dem ich mit meinen Kameraden Unterkunft gefunden, lag in einer Seitengasse, so daß der erste Angriff der Garibaldianer nicht darauf gerichtet war; aber sei es, daß die Kreideausschrift die Einquartierten verrieth, sei es, daß böswillige Nachbarn die Verräther machten, bald nach der wüste Lärm ihrer Trommeln, Hörner und Pauken, das Schießen und Schreien der Mordbanden auch uns und schreckte uns aus tiefem Schlaf. Niemand war bestürzter über diese zweite Bartholomäusnacht als unsere brave Wirthin und ihre Töchter, welche in dem Ueberfall eine treulose Verletzung des Gastrechts sahen. Schon pöckten die Wüthriche mit den Flintenkolben an die verschlossene Hausthür und drohten Feuer anzulegen, wenn nicht sogleich geöffnet würde. „Gleich! gleich!“ schrie Marguerite aus dem Fenster.

Unterdessen ließ die gutmüthige Wittve meine Kameraden, die getrennt von mir nach dem Hofe einquartiert waren, halbangekleidet durch den Hof in die Brauerei des Nachbarn entweichen, wo sie in leeren Fässern einen guten Schlupfwinkel fanden; mich aber steckte Rose in der Uniform und gestiefelt, wie ich war, in ihr noch warmes Bett und warf mir ein Schlafhäubchen über den Kopf. Quelle jolie demoiselle! rief das närrische Mädchen und drückte mir in aller Eile einen Kuß auf die Lippen. Aber schon kam die Bande mit Fackeln in den Händen — denn es dunkelte noch — in die Stube, erbittert keinen Feind vorzufinden. Reck trat Rose den Schurken bei der Thür entgegen und rief: „Wie unverschämt, in die chambre de demoiselles, wo meine Schwester noch im Bette liegt, eindringen zu wollen! Die Einquartierung ist beim ersten Lärm durch die Fenster auf die Straße

gesprungen. Sucht sie dort und untersteht euch nicht, über diese Schwelle zu treten!“

Aber sie schoben das tapferere Mädchen bei Seite und leuchteten mir ins Gesicht. Es waren zwei Kerle in Rothhemden, deren Augen im Schein der Fackeln wild blühten, rechte Panditengesichter mit blehenden Zähnen und einem Wust von schwarzen Haaren. Das Bajonet des Einen triefte von frischem Blut. Nach den wilden Reden und Klüchen, die sie ausstießen, war der Eine ein Italiener, der Andere ein Spanier.

Ihre Prüfung fiel zu meinem Gunsten aus, d. h. sie hielten mich wirklich für ein Mädchen, was mir für diesmal sehr lieb sein mußte.

„Sie sind fort, die Spitzbuben, und haben Niemand gefunden!“ Mit diesen Worten stürzte das wackre Mädchen vor mein Bett. „Eben hab' ich die Hausthür hinter ihnen verschlossen und verriegelt.“

Die Mutter und Marguerite folgten ihr auf dem Fuße. „Gott und die Madonna seien gepriesen!“ rief Erstere: „mein Haus ist rein geblieben von dem Blute der Unschuldigen!“

Ich erhob mich als ein aus Todesnoth und vielleicht aus Todesqual Erretteter; denn wirklich fielen an jenem Morgen nicht Wenige unter den Schüssen und Streichen der Vanden, sei es, daß sie sich auf der Straße zur Wehre setzten, sei es, daß sie in ihren Quartieren und Betten überrascht wurden. Wie dankbar war ich den guten Leuten! Ich drückte sie, Eine nach der Andern, an mein Herz. Seitdem bin ich in brieflicher Verbindung mit ihnen geblieben, und es vergeht kein Jahr, daß nicht Rose zu ihrem Namenstag ein Geschenk und einige freundliche Zeilen von mir erhält. In ihrer Antwort nennt sie mich jedesmal neckisch die jolie demoiselle. Uebrigens geht es ihr gut und sie hat einen wackern Mann gefunden.

8.

Ungefährdet kehrten wir Badener zu unserm Truppentheil zurück. Die Gefahr eines Ueberfalls lag jetzt doppelt nahe und ein vermehrter, sehr anstrengender Borspostendienst war geboten.

In einer Nacht, als ich auf einsamer Höhe mit geschultertem Gewehre nach allen Seiten spähend auf- und niederschritt, strahlte am nördlichen Himmel die Capella aus dem Sternbilde des Fuhrmanns mit besonderem Glanze auf mich nieder. An welchen Stern auf Erden ich bei diesem Anblick dachte, bedarf keiner Erwähnung. Damals entstand ein Gebicht, das ich dem nächsten Briefe, welcher mit der Feldpost nach Heidelberg ging, einlegte:

Ich wandre durch die Nacht
Entlang den Bergesgipfel;
Die Bäume wiegen sacht,
Als wie im Traum, die Wipfel.
Ich wandre durch die Nacht;
Es schläft die Welt, nur meine Liebe wacht.
Von Lichtern glänzen hell
Die Dörfer in der Munde;
Von ferne schallt Gebell;
Dunp schlägt die zwölfte Stunde.
Ich wandre durch die Nacht;
Es schläft die Welt, nur meine Liebe wacht.
Der letzte Laut verweht,
Das letzte Licht verschwindet;
Ein Bach nur rauschend geht,
Der sich aus Felsen windet.
Ich wandre durch die Nacht;
Es schläft die Welt, nur meine Liebe wacht.

Wie schimmert Stern an Stern!
 Wie viel sind eurer Brüder?
 Ihr lacht aus weiter Fern'
 Mit goldenen Augen nieder.
 Ich wandre durch die Nacht;
 Es schläft die Welt, nur meine Liebe wacht.
 In einen Stern im Nord
 Ist ganz mein Blut versunken;
 Denn meines Mädchens Hort
 Ist dieser Himmelsfunken.
 Ich wandre durch die Nacht;
 Es schläft die Welt, nur meine Liebe wacht.
 O spiele holder Strahl,
 Um ihre Stirn, die weiße,
 Und küß' ihr tausendmal
 Den Mund und sag' ihr leise;
 Du Engel, gute Nacht!
 Es schläft die Welt, doch seine Liebe wacht.

Es dauerte nicht lange, so hatten auch wir Badener bei dem Dorfe Vasques im Jura einen nächtlichen Ueberfall der Garibaldianer zu bestehen. Ihre Absicht war, uns aus dem benachbarten Dijon, das wir besetzt hielten, zu verdrängen. Es war ein entsetzliches Wetter; bei Sturm und strömendem Regen lagen wir vor Dijon in der Bewacht, ohne Stroh und Feuer, ohne Proviant für Mannschaft und Pferde. Zum Glück hatte das bisherige Kriegsleben meinen Körper hinlänglich gestählt, sonst würde die belle demoiselle solches Ungemach gewiß nicht ohne Schaden überstanden haben. Acht bis neun Bataillone Garibaldianer mit acht Bataillonen Mobilgarde nebst Geschütz und Keiterei standen unter Führung des alten Condottiere und seines Sohnes Menotti gegen uns. Wiederum sollte am dunklen Morgen der Ueberfall ausgeführt werden. Bei dem aufblitzenden Feuer der Musketen erkannte man die rothen Uniformen. Sie waren uns so nahe, daß wir das Garibaldi-Lied mitten durch die Trommeln, Pfeifen und Trompeten, mitten durch die Rufe: Evviva Garibaldi! En avant, bataillons! vernehmen konnten. Dieser Lärm, wie wir ihn entfernt nicht gewöhnt waren, machte fast den Eindruck, als ob der Feind sich damit Muth machen wolle.

Gleichwohl gebrach es ihm nicht an Muth. Dreimal stürmten die Nothhenden gegen uns an und, dreimal gaben wir ihnen auf fünfzig Schritt eine kräftige Salve. Als der Tag kam, lösten sich ihre Bataillone, die Waffen wegwerfend, in wirre Haufen von Flüchtlingen auf. Zahlreiche Todte deckten das Feld, die schönen rothen, von weißen Burnus umslatterten Reiter lagen zuckend am Boden.

„Nun werden sie die Finger von Dijon lassen,“ sagten wir untereinander. Man erzählte, Garibaldi habe, um die wilde Flucht zu hemmen, seinen Wagen, der von den eignen Leuten gezogen wurde, da die gänzlich abgematteten Pferde den Dienst verlagten, verlassen und habe aus voller Kehle die Marschallaise angestimmt; aber mit Singen war da nichts mehr zu gewinnen.

Dies geschah gegen Ende November.

Einige Wochen später fand das äußerst hartnäckige Gefecht bei dem Städtchen Neuits unter sehr schwierigen Verhältnissen statt; denn unsere elftausend Mann rangen mit einem fast doppelt so starken Feinde, der sich in günstiger Stellung befand. Nur mit äußerster Anstrengung gelang es, durch glückliche Abwehr auch diesmal unsere Stellung in Dijon zu sichern; aber die Opfer waren groß. Unsere Verlustlisten wiesen über

ein halbes hundert Offiziere und gegen neunhundert Mann an Todten und Verwundeten auf.

Unter diesen Neuhundert war auch ich. Bei dem Sturm auf die Eisenbahn hatte der Tod rechts und links von mir seine Sense zu gutem Schnitt geschwungen, und ich glaubte schon, durch das Gebet meiner guten Mutter gefeit zu sein. Als wir dann aber nach siebenstündigem heißen Kampfe mit dem Eintritt der Dunkelheit unter weitschallendem Hurrah einrückten, und auch hier noch Straße um Straße dem Feind abgerungen werden mußte, fiel ein tüchtiger Schuß aus einem Hause, der mir das rechte Bein über dem Knöchel zerschmetterte.

Meine Kameraden trugen mich in das Lazareth, das in einem Schulhause errichtet war. Wir hatten gesiegt: was lag an mir? Aber ein Gedanke fiel zentnerschwer auf mein Gemüth. Welch einen Schrecken würde die Nachricht der Mutter und Antonien bereiten?

Die Aerzte beschauten und prüften meine Wunde mit sehr bedenklichen Gesichtern, indeß ich im halben Fieber lag. Sie waren offenbar zweifelhaft, so viel konnte ich aus dem Geflüster, das sie untereinander führten, abnehmen — ob sie eine Amputation vornehmen sollten oder nicht. „Meine Herren“, sagte ich ihnen, „wenn es möglich ist, so lassen sie mir das Bein! Einmal abgeschnitten, wächst es nicht wieder. Ich wohne in dem schönen Heidelberg, da kann man gesunde Beine wohl gebrauchen.“

Daß ich daheim vor der Mutter und ganz besonders vor Antonien nicht als Krüppel erscheinen wollte, verschwiege ich natürlich.

Die Aerzte ließen Messer und Säge ruhen, man wollte die junge Natur, die vielleicht einen neuen Knochen bilden würde, walten lassen.

Ein Brief nach Heidelberg, den ein leichtverwundeter Kamerad für mich schrieb, meldete, daß ich verwundet aber in guter Pflege sei und bald wiederhergestellt zu sein hoffe.

Das Anrücken der Bourbaki'schen Armee veranlaßte Werder Dijon fürs Erste wieder aufzugeben. Unter dessen hatte sich der Winter eingestellt; Ende Dezember brachen unsere Truppen unter starkem Schneefall auf. Wir Verwundeten blieben mit den Kranken unter deutschen Aerzten in der Stadt zurück. Da man kein Vertrauen in den guten Willen der Einwohner setzte, wurden der Maire und zwanzig Bürger als Geiseln mitfortgeführt. Die Lage der Zurückgebliebenen war um so peinlicher, weil der von keiner Behörde in Schranken gehaltene Pöbel die Deutschen, wo er ihrer ansichtig wurde, mit Schmähungen und Mißhandlungen heimsuchte; ja es geschah, daß die bewaffnet umherstreifenden Banden auf die Fenster, wo sich unsere Kranken zeigten, ihre Gewehre abschossen. Zuletzt wagten es unsere Aerzte gar nicht mehr, den Fuß vor die Thür zu setzen.

9.

Auf einem anmuthigen Hügel, einem Ausläufer der Cote d'Or, mit herrlicher Aussicht auf die alte, hochgethürmte Burgunderhauptstadt Dijon, die sich in einer fruchtbaren, von zwei Flüsschen durchzogenen Ebene wohlgebetet hat, liegt Patourelle, das kleine Kloster der granen Schwestern. Wir hatten schon in Dijon die Pflege der heilkundigen Nonnen als eine große Wohlthat empfunden; jetzt aber sollte ich in noch nähere Beziehung zu denselben treten.

Das Kloster besaß ein kleines Hospital mit sechs Betten, die auf zwei Räume vertheilt waren. Das größere Zimmer mit vier Betten wurde ebensoviel

französischen Offizieren eingeräumt; das kleinere mit zwei Betten sollte der Pflege von zwei Deutschen dienen; denn das Werk der Barmherzigkeit, am Feinde geübt, erschien den frommen Frauen um so größer. Gräfin Sidonie von Corcelles, die Oberin, im Kloster Mutter Veronique genannt, erschien persönlich in Dijon, um sich ihre Kranken anzusehen. Sie wählte einen westfälischen Hauptmann und mich, wahrscheinlich weil unser trauriger Zustand ihr besonderes Mitleid erregte. Wir wurden auf Tragbahren in warme Decken tief eingehüllt durch die Kälte nach dem Kloster getragen.

Es mochte wohl im Sommer recht fröhlich sein, das kleinere Krankenzimmer das ich nun mit dem Hauptmann bewohnte. Die beiden Fenster gingen in den Klostergarten, der einen Brunnen mit runder Steineinfassung, länglich viereckig mit hohem Buchs eingebegte Blumenbeete und einige hochstämmige Bäume enthielt. Jetzt hatte der Winter auf Alles seine rauhe Hand gelegt. Von der Brunnenröhre hing der kristallene Bart der Eiszapfen; der Brunnenstod sammt dem heiligen Rochus, der ihn zierte, hatte eine Kappe von Schnee aufgesetzt. Der Trog war mit Eis wie mit Metall ausgegossen. Da auf ihn die mitleidigen Nonnen ihre Krumen und Körner auszustreuen pfl egten, war hier der Tummelplatz der Sperlinge und anderer Wintervögel. Kein Sämchen, kein Würmchen, das im Sommer als frische Kost diente, war bei diesem Frost zu erlangen; wie Matrosen auf der Seefahrt, mußten sich die guten Thierchen mit trockener Nahrung begnügen und noch dankbar dafür sein. Sonst hatten sie ihren Durst an den Perlen gelöscht, die der plätschernde Brunnen umherspritzte; jetzt nahmen sie mit einem Klöckchen Schnee fürlieb.

Von den Bäumen hatten ein paar Cyressen ihr grünes Kleid bewahrt; aber dies waren melancholische Bäume von trauriger Bedeutung für Schwerwundete.

Solche kleine, bescheidene Bilder traten mir entgegen, wenn ich vom Schmerzenslager aus meine Augen nach dem Fenster richtete.

Weit fremdblicker waren die Eindrücke, die ich von den Menschen meiner Umgebung erhielt. Zwar der westfälische Hauptmann, der einen Schuß durch die Brust hatte, zeigte eine etwas bärbeißige Natur. Trotz des ärztlichen Verbots konnte er sich nicht entschließen auf seine Cigarre zu verzichten, auch schickte er manchen Fluch der Ungeduld von seinem Schmerzenslager zu dem meinen herüber.

Mutter Veronika machte uns durchaus den Eindruck einer Weltkame, die nach einem vielbewegten Leben sich in das Kloster wie in eine anständige Versorgungsanstalt zurückgezogen hat; doch zeigte sie sich immer wohlwollend gegen uns. Weit entsprechender waren unsere zwei Pflegerinnen, die soeur Angelique, ein schwarzäugiges, blaßes Mädchen von etwa zweiundzwanzig Jahren, die man uns zugetheilt hatte, weil sie als Elsaßerin allein der deutschen Sprache mächtig war, und die gutmüthige, etwas beschränkte soeur Bernardine, etwa zehn Jahr älter, die, wie der Hauptmann behauptete, der jungen Kollegin als Tugendwächterin beigegeben war.

Die révérende mère — denn so hieß die Gräfin bei den Schwestern — begnügte sich mit der Frage: Comment vous portez-vous, Monsieur le Capitaine? — Comment cela va, Monsieur Pilgère oder auch mon ange? Denn sie hatte die seltsame Gewohnheit — ich weiß in der That nicht, warum — mich

„Engel“ zu tituliren. Dann ging sie wieder, ohne kaum unsere Antwort vernommen zu haben. Höchstens hielt sie dem Hauptmann, der gern schimpfte, ihr goldenes Döschen hin.

„Das einzig Gute an ihr,“ sagte der Hauptmann, „ist ihr Tabak, famoser Civette, den sie aus bester Quelle bezieht.“

Manchmal versuchte sie mit uns zu politisiren. Sie schrieb als eifrige Legitimistin Frankreichs Unglück dem Umstand zu, daß man die weiße Fahne verlassen habe. Natürlich waren wir nicht in der Lage, ihr auf dieses Gebiet zu folgen.

Bernhardine und Angelika zeigten uns eine herzliche Theilnahme. Wenn wir unter der Pflege, die sie unseren Wunden mit feinen Fingern angedeihen ließen, stöhnten, empfanden sie den Schmerz mit uns, trösteten in deutscher und französischer Zunge und sprachen uns Muth ein. Besonders war dies bei Angelika der Fall. Mehr als einmal fiel aus ihrem schönen Auge eine warme Thräne auf meine Hand, wenn sie mir den Verband anlegte; mehr als einmal wandte sie sich ab, um ihr schmerzlich bewegtes Antlitz vor mir zu verbergen.

Meine Gedanken waren, wie man denken mag, viel der Heimath zugekehrt. Welchen Kummer mußte nicht meine Verwundung der guten Mutter und gewiß auch der süßen Antonie bereiten, obschon ich Sorge trug, meinen Zustand in günstiger Auffassung darzustellen. Da ich selber nicht im Stande war zu schreiben, that es Angelika an meiner Statt und wurde so die Vertraute meiner Liebe. Irr' ich mich nicht, so trug sie selber eine heimliche unglückliche Liebe im Herzen, die sie ins Kloster geführt hatte. Um so größer war ihre Betheiligung in meiner Herzensangelegenheit. Aber die strengere soeur Bernardine, die um alles wußte, forderte, daß sie die Oberin von einer so verhänglichen Korrespondenz in Kenntniß setzte. Diese nahm von meinen Briefen Einsicht und sagte: Rien que ça? Oh l'ange innocent!

Der Hauptmann murkte, so oft er allein mit mir war, über „mein ewiges Geflüster mit dem Weibervolk,“ mit „den falschen Katzen.“ In der That war das „Geflüster,“ das der harthörige Artillerieoffizier zu vernehmen glaubte, volle Rede.

Als sehr widerwärtig empfand er es, daß er ebenfalls sich der Feder Angelikas bedienen mußte, um seiner Frau in Münster Nachrichten zu geben. Wie anders lauteten seine Briefe als meine! Zur Probe gebe ich einen derselben, in dem er sich ungefähr so ausließ:

„Meine liebe, kleine, dicke Frau! Ich bin noch immer nicht auf dem Strumpfe. Tag für Tag holt der Doctor Knochensplitterchen aus der zerbrochenen Rippe, und es wird noch Monate dauern, bis ich wieder marschfähig bin. Ein Glück, daß die Kugel so vermißlingig war, den edleren Theilen aus dem Wege zu gehen, sonst würde kein Hahn mehr nach mir krähen. Verfluchtes Leben, so auf dem Lotterbett zu liegen, indeß der deutsche Kaiser proklamirt wird, indeß unser Armeekorps in dem Völkertroß von Velfort den Hertschaaren Bourbats die Zähne weist. Mag werden mit mir was will, sie haben ihre Keile gekriegt und werden noch mehr befehen. Halte die Kinder in guter Zucht und schone die Ruthe nicht, besonders bei Richard. Und Sorge, daß Diana nicht zu fett wird! Sie soll mir noch manchen Hasen vors Kohr treiben. Ich denke Dich bald wieder zu sehen; denn mit dem Franzmann gehts nun bald zu Ende. Adieu!“

Als die Schwester Angelita diesen Brief schrieb, stürzte sie einigemal und "das Wort „verflucht“ wollte ihr nicht aus der Feder; aber der Hauptmann sagte in seiner treuherzig derben Manier: „Schreiben Sie nur! Das ist ein gutes, frisches, weißfälliges Wort.“

Und zu mir gewendet setzte er hinzu: „Wir sind Soldaten, damit ist alles gesagt. Als meine Frau beim Abschied von mir ein wenig unter Wasser gereth, legte ich ein Pflaster auf ihren Schmerz mit folgenden Worten: Durtig — sie heißt nämlich Dorothea, aber ich heiße sie immer Durtig — es ist Dir bekannt, daß wir Kriegersleute dem Könige und dem Vaterland angehören, und daß, wenn wir uns einer Frau verschreiben, dies nur leihweise geschehen kann. Sobald der König mich, sein Pfand, einzieht, muß es die Frau, die Pfandinhaberin, ohne Entgelt herausgeben, mag es ihr auch wider die Haare gehen. — Ich weiß es, gab sie zur Antwort; aber komme nur bald wieder ins Pfandhaus zurück. So sagte sie und lachte unter Thränen.“

10.

Aus Heidelberg kam ein Brief voll Sorge und Bestimmtheit, wie sie nur ein treues Mutterherz empfinden mag. „Ach, daß ich jetzt nicht an Deiner Seite weilen und Dich warten kann!“ hieß es darin; aber ich bin selbst leidend und der Arzt hat mir aufs strengste verboten, bei dieser Jahreszeit zu reisen. Segne Gott die frommen Schwestern, die Dich so trefflich pflegen! Freilich, wenn sie es auch noch so gut machen, die Hand und das Herz der Mutter können sie nicht ersetzen.

Dem Briefe war eine Nachschrift folgenden Inhalts beigefügt:

„Soeben erhalte ich durch eine Zeile Antoniens die überraschende Nachricht, daß der Geheimrath von Kappellen, welcher schon längere Zeit leidend war, diese Nacht plötzlich an einem Schlagfluß verschieden ist.“

In dem nächstfolgenden Briefe der Frau Pilger hieß es weiter:

„Es stellt sich heraus, daß Kappellen nicht nur seinen ansehnlichen Gehalt und die beträchtlichen Kollegienelder, die er als berühmter Rechtsgelehrter zog, sondern auch das Vermögen seiner Frau in üppigen Gastereien und weiten Reisen, die er jedes Jahr ohne Familie zu unternehmen pflegte, in unverantwortlicher Weise vergeudet hat, so daß nun kein Vermögen vorhanden und die arme Wittve genöthigt ist, in der bescheidensten Zurückgezogenheit zu leben. Antonie trägt den Unglücksfall mit großer Fassung. Es hat sie offenbar kein inniges Band mit dem selbstsüchtigen, von Stolz erfüllten Vater verknüpft, und wir dürfen hoffen, daß Deine Wünsche, die, wie ich aus Deinen Briefen ersehe, noch in Kraft sind, ihrer Erfüllung näher rücken. Werde nur erst gesund, dann kann sich alles noch gut gestalten.“

„Antonie steht neben mir, während ich dies schreibe. Sie hat das „lieber Gustav,“ womit der Brief beginnt, da ich mich nach dem Fenster wandte, heimlich mit Küffen bedeckt. Die Worte, welche folgen, sind halb ausgemischt von einer Thräne, die ihr entfallen ist. „Mutterchen,“ sagte sie zu mir — denn so redet sie mich immer an — „Mutterchen, werden wir ihn wiedersehen, unseren Gustav?“ und drückte ihr nasses Gesicht an das meine. „Wir werden!“ sagte ich zuversichtlich. Es kam wie eine Stimme von oben und löste mir diese Worte ein. „Gott wird mich nicht zum zweitenmal schlagen, nachdem er mir den Gatten genommen.“

So lautete der Brief der guten Mutter, dem eine

Photographie Antoniens „als Trost im Leid“ beigelegt war.

Während ihnen dort in Heidelberg das Licht der Hoffnung aufging, sank es bei den zwei siechen Männern in dem Krankenstübchen der grauen Schwestern immer tiefer. Die Wunde des Hauptmanns verschlimmerte sich mehr und mehr. Oft war er raub und ungeduldig mit seinen Wärterinnen; hinterher bat er jedesmal gutmüthig um Verzeihung und sagte öfters: „Prügeln Sie mich! Ich habe Schläge verdient.“

Auch bei mir stellte sich die gehoffte Besserung nicht ein, und es erging mir nicht, wie der Arzt mit einem schweren Entschlusse kämpfte. „Ich werde Sie chloroformiren,“ sagte er eines Morgens, „um Ihnen die Schmerzen einer nothwendigen Unternehmung zu ersparen. Ein Schreck kam über mich und ich rief: „Sie wollen den Fuß abnehmen, nicht wahr?“

„Um einer Blutvergiftung aus dem Wege zu gehen.“

„In Gottes Namen!“

Wie ein Stich traf der Gedanke meine Seele: So komm' ich als Krüppel zurück — wenn ich zurückkomme!

„Dann lassen Sie uns gleich ans Werk gehen!“ sagte der Klosterarzt, der übrigens ein nicht ungeschickter, freundlicher Mann war.

Angelita stand zur Seite und kämpfte mit ihren Thränen. „Schreiben Sie meinen Lieben ein Abschiedswort,“ sagte ich ihr, — „für den Fall, der sonst bei verspäteten Amputationen eintritt, aber führen Sie eine milde Feder! Bereiten Sie die Gemüther vor, ehe Sie den schweren Schlag auf sie führen! Fügen Sie hinzu, daß mein letzter Gedanke, bevor mir das Bewußtsein schwindet, meine Mutter und meine Geliebte sein wird. Geben Sie mir, bevor die Operation beginnt, Antoniens Photographie in die Hand! Das Bild und die Briefe der Mutter sollen mich auch in den Sarg begleiten, wenn das geschieht, was mir fast das Wahrscheinlichste dünkt. Nicht wahr, Sie thun mir die Liebe?“

„Gewiß, gewiß!“ rief sie, mit von Thränen halberstickter Stimme. „Soll ich unseren Pfarrer rufen?“

Sie fragte dies mit einem Ausdruck der Angst im Gesichte, aus dem ich abnehmen konnte, wie besorgt das gute Mädchen für mein Seelenheil war.

„Ich danke. Ich bin Protestant. Lassen Sie mich mit meinem Gott einsame Zwiegespräche halten und nehmen Sie diese Hand als innigen Dank für Ihre treue, liebevolle Pflege!“

Der Doktor schalt, daß wir uns aufregten und rief eine ältere Schwester, die ihm bei der Chloroformirung zur Hand sein sollte. Ich athmete das Gas und fiel in Betäubung.

Wie lange die Nacht dauerte, die wie ein Schleier von Blei auf mich niedergefallen war, davon habe ich keine Vorstellung. Als mein Bewußtsein wiederkehrte, fand ich mich in einem Kasten, der mich von allen Seiten, auch von oben eng umschloß. Der entsetzliche Gedanke, daß ich in einem Sarge liege, ersticke mich fast. Ich wollte schreien, aber ich vermochte es nicht vor Schwäche. Sie werden mich lebendig begraben! sagte ich mir schauernd und bot die äußersten Kräfte auf, um den Deckel, der auf mir lag, abzuwerfen. Darüber fiel ich in Ohnmacht, aus der mich ein plötzlich grell einfallendes Tageslicht wieder aufweckte. Angelita, den Sargdeckel in der Hand, stand als rettender Engel vor mir, die dunklen Augen liebe- und mitleidsvoll auf mich gerichtet. Als ich die kaum geöffneten Augen schwach aufschlug und versuchte mich aufzurichten, stieß sie einen gellenden Schrei des Ent-

sehens aus und entfloß. Aber bald kehrte sie mit soeur Bernardine zurück. Sie hatte alle Furcht abgeworfen und lachte und weinte vor Freuden.

Die beiden Schwestern zogen mich empor und ließen mich sitzen; dabei wurde mir der Verlust des amputirten Beines fühlbar. Man rief den Arzt, der sehr verblüfft darein schaute und seinen Augen nicht trauen wollte.

Ich befand mich in einem kellerartigen Gewölbe: es war die Todtenkammer des Klosters.

Bevor ich Zeit hatte, dies näher zu erwägen, hob man mich aus dem engen Brettergehäuse, wo man mich auf Hobelspänen gebettet hatte, hinweg und trug mich in das Krankenzimmer, aus dem mein Leidensgefährte verschwunden war, zurück.

Gott hat ein Wunder an mir gethan. Ich war dem Leben wiedergegeben.

Was war geschehen?

11.

Bei der Amputation hatte ein starker Blutverlust stattgefunden, vielleicht weil man nicht umsichtig genug verfahren war. Alles Leben schien in mir erloschen. Der französische Arzt, der bald im Kloster, bald in der Stadt thätig sein mußte, hatte bei seiner Ueberbürdung mit Arbeit versäumt, den ganz leisen Schlag meines Herzens, der noch vorhanden sein mußte, zu belauschen. So hatte er mich zu den Todten gesprochen, und ich war in den Sarg gelegt und in das Gewölbe gebracht worden, wo ich zum Leben zurückkehrte.

Ein gütiger Himmel wollte mir den Genuß der schönen Erde bewahren, denn er fügte zu diesem Wunder noch ein zweites.

Die Brustwunde des westfälischen Hauptmanns hatte sich plötzlich verschlimmert, und eine innere Blutung bereitete ihm ein jähes Ende. Da er Katholik war, sollte er in der geweihten Erde des Klosterkirchhofs bestattet werden; für mich war eine Ecke des allgemeinen Kirchhofs von Dijon bestimmt, wo die wenigen Protestanten der Stadt begraben zu werden pfliegen. Die Särge und Sargdeckel waren, wie dies bei Militärbegräbnissen im Kriege häufig ist, ganz roh gezimmert. Die Deckel lagen nur lose auf, um kurz vor der Bestattung mit Nägeln besetzt zu werden. Ein fester Schluß hätte mich natürlich dem Erstickungstode preisgegeben.

Auf dem Sargdeckel des Hauptmanns lag, nur leicht mit einem Stift besetzt, ein Zettel mit Nummer Zwei, während der meine mit Nummer Eins bezeichnet war. Nummer Eins stand also für den allgemeinen, Nummer Zwei für den Klosterkirchhof bereit. Da die gute Angelika, wie schon erwähnt, sich großen Kummer um mein Seelenheil machte, doppelten Kummer, weil ich ihren Geistlichen zurückgewiesen hatte: so wollte sie mir wenigstens die Wohlthat eines christkatholischen Begräbnisses zuwenden und erlaubte sich, im Einverständnis mit Schwester Bernhardsine, einen kleinen frommen Betrug, indem sie die beiden Sargnummern vertauschte. Dem Hauptmann, so rechnete sie, welcher Katholik war und die letzte Delung erhalten hatte, wird es nicht schaden, wenn er seine Ruhestatt unter den Häretikern findet; dagegen kann möglicher Weise dem Protestanten die geweihte Erde zu Gute kommen.

So kam es, daß in jener Morgenstunde der Hauptmann an meiner Statt nach der Stadt getragen wurde, während ich zurückblieb um Nachmittags unter Betheiligung sämmtlicher Klosterfrauen zwischen den moosigen Grabsteinen der abgesehenen Nonnen als Hauptmann die letzte Herberge zu finden. Ohne die Vertauschung

der Nummern wäre der in mir erwachende Lebensfunke schnell wieder ausgelöscht worden.

Angelika triumphirte über den merkwürdigen Erfolg. Sie war gern bereit, die Buße für den Betrug, der sie entgegesehen mußte, auf sich zu nehmen. Auf meine Bitte ließ ihr die révérende mère Gnade widerfahren. Hatte sie doch ein Leben gerettet; auch war es noch möglich, den Sarg des Hauptmanns, der wegen anderer Begräbnisse nicht gleich hatte eingesenkt werden können, nach dem Kirchhof von Latourville zurückzubringen.

Natürlich gab Angelika sofort von den außerordentlichen Ereignissen Kunde nach Heidelberg, weil zu fürchten war, daß die Nachricht von meinem Tode dorthin schon den Weg der Armeelisten und öffentlichen Blätter gefunden hatte.

Ich lag nun allein in dem Krankenstübchen, ein armer, verstümmelter und doch von neuer Hoffnung erfüllter Mensch; denn ich lebte ja ein neues Leben und dies mußte mir — ich hatte das deutliche Vorgefühl — viel Gutes bringen.

Anfangs hatte ich seltsamer Weise das Gefühl, als besäße ich das abgeschnittene Glied noch. Auch träumte ich wohl, daß ich — leichtbesüßelt wie sonst — mit Antonien am Arm über die Berge meiner Heimat stürmte. Wenn ich dann aufwachte und Angelika mit dem Verbands kam, war freilich die Täuschung schnell verschwunden.

Ueber die Aufnahme, welche meine Verkrüppelung daheim finden würde, tröstete mich folgender Brief der Mutter:

„Mein lieber, guter, tapferer, von den Todten wieder-
aufgestandener Sohn! Als Du Dich aus unseren Armen
riffest, um in einen gerechten Krieg für eine heilige
Sache zu ziehen, sagte ich mir: Nimm ihn, deutsches
Vaterland, nimm mein Bestes, meinen Einzigen! Dir
hab' ich ihn erzogen und mit hochherzigen Gefühlen
erfüllt. Nun hast Du, mein Gustav, wie jung Siegfried,
Dein Schwert tapfer geschwungen und dem
fränkischen Drachen schwere Wunden versehen helfen.
Dafür stach er Dich in die Ferse und Du hast ein
Glied eingebüßt, das nicht nothwendig zu Deinem
Berufe ist, wenn es Dir auch eine Quelle edler Freuden
war. Das ist das Opfer, das Du gebracht hast. Der
Krüppel — um das häßliche Wort, das Du brauchst
zu wiederholen — ist mir und Antonien ebenso lieb,
ja noch lieber, als der ganze Gustav.“

Zwei frohe Nachrichten melde ich Dir, die Du als
Balkam auf Deine Wunde legen magst. Denke Dir,
wie gut die Menschen sind. Als die Heidelberger
Studenten von Deinen wunderbaren Schicksalen hörten,
haben sie eine ansehnliche Summe zusammengebracht,
wofür Du nach Kiel befördert und mit einem neuen
Fuße versehen werden sollst. In jener Stadt lebt
nämlich der berühmte Chirurg Esmarck, dessen
künstliche Glieder das Höchste leisten. Ich lege diesem
Brief eine Nummer des Daheim unter Kreuzband
bei, worin darüber zur Genüge berichtet wird.

„Die zweite gute Nachricht ist die, daß ich der Ge-
heimrätin von Kappellen, die mir überhaupt seit einiger
Zeit näher gerückt ist, verrathen habe, daß ein kleiner,
feder Junge mit Namen Amor sich zwischen Dir und
ihrem lieben Töchterchen eingenistet hat. Die
Geheimrätin, die viel Gutes von Dir gehört, ist
eurer Liebe trotz „des Krüppels“ nicht abgeneigt.
Natürlich aber bleibt die Erfüllung eurer Wünsche bis
zu einer Zeit verschoben, wo Du der Gattin eine Zu-
kunft bieten kannst. Mehr kannst Du Gelschnabel

nicht verlangen. Einen Briefwechsel hat sie abgelehnt; aber da ich euer postillon d'amour bin, läßt sich dies verschmerzen. Die eingelegten Beilchen kommen von Antonie; sie hat ein Recht sie zu schicken, denn sie ist eine treue Natur und Du darfst mit Paul Flemming sagen:

Ein getreues Herze wissen
Ist des höchsten Schazes Preis.
Der ist selig zu begräßen,
Der ein treues Herze weiß.
Mir ist wohl beim höchsten Schmerz,
Denn ich weiß ein treues Herz.“

12.

Wie überglücklich mich dieser Brief machte, brauche ich nicht zu sagen; aber es steigerte sich auch meine Ungeduld, da die Genesung langsam vorrückte, und die guten grauen Schwestern hatten alle Mühe, mich zu beschwichtigen. Meine Gedanken strebten um so heftiger nach der Heimat und den Lieben, die ich dort wußte, da nun meine Kriegsarbeit abgethan war. Ich gehörte wieder ganz der Wissenschaft — und meiner Liebe. Es litt mich nicht mehr im Bette; jetzt waren Angelikas Mahnungen und Trostworte ein mildes Del, das mein aufgeregtes sehnsüchtiges Gemüth zeitweise zur Ruhe brachte.

Aus dem Hospital in der Stadt gelangten deutsche Zeitungen zu mir, die von dem glücklichen Fortgang unserer Waffen meldeten. Es war, als ob Germania die launische Göttin Fortuna ganz in ihren Dienst genommen habe. Mit besonderem Stolz erfüllte mich Werder's Corpshbefehl:

„Das vierzehnte Armeecorps und die um Belfort vereinigten Truppen haben durch ihre außerordentlichen Leistungen in Ertragung von Strapazen größter nur denkbarer Art, so wie durch ihre glänzende Tapferkeit dem Vaterlande einen Dienst geleistet, den die Geschichte gewiß zu ihren denkwürdigsten Ereignissen des ruhmreichen Feldzuges zählen wird. Es ist uns gelungen, den sehr überlegenen Feind, der Belfort entsetzen und in Deutschland einsinken wollte, aufzuhalten und dann siegreich abzuweisen. Mögen die Truppen, auf deren Leistungen die Augen Deutschlands gerichtet waren, zuvörderst in diesen Erfolgen einen Lohn für ihre Mühen erblicken u. c.“

Unser Großherzog telegraphirte aus Versailles seine Glückwünsche und stellte besondere Auszeichnungen in Aussicht.

Hatte ich auch an den letzten Kämpfen keinen Theil mehr genommen, so waren es doch meine Kameraden, denen hier ein wohlverdienter Lorbeer gereicht wurde.

Und ein Blatt aus diesem Lorbeer fiel auch auf mich. Man brachte mir aus Dijon, das jetzt wieder in unseren Händen war, das eiserne Kreuz! Ich weiß nicht, ob ich es verdient habe. Fast glaube ich, daß es eine Entschädigung für die Verstümmelung, die ich erlitten, sein sollte.

Zu all diesem Guten muß ich noch den Frühling zählen, der sich zwar noch nicht wirklich einstellte, aber mit der Meldung: Ich komme bald! an das Fenster klopfte. Er hatte mir einen Boten in Person eines kleinen, allerliebsten Distelfinks geschickt, der, von der weiten Winterreise zurückgekehrt, täglich vor mein Fenster kam, um das Futter zu holen, das Angelika ihm streute. Mit nickendem Köpfchen und glänzenden Augenlein sah er mich von der Seite an und sagte: Freue Dich, daß Dir das Leben wieder geschenkt ist! Die junge Welt, die Dich draußen erwartet, wird Dir diesmal doppelte Freude gewähren. Aehnliches

riefen mir auch die Schwalben, die mit schrillum Schrei an meinem Fenster vorbeisauften, zu. Einmal sah ich auch einen Storch hoch durch die Lüfte rudern. All diese Ankömmlinge aus dem Süden waren mir Boten der Freude.

Ich konnte Antoniens Beilchen, die wahrscheinlich aus dem Treibhause kamen, jetzt auch mit Beilchen aus unserem Gärtchen erwidern.

Der Briefwechsel mit Heidelberg, den ich nun wieder eigenhändig betreiben durfte, stand in voller Blüthe; er wuchs natürlich an Innigkeit, seit er unmittelbar aus meiner Seele in meine Feder floss, und es verging kein Tag, wo ich nicht wenigstens einige Zeilen schrieb.

Ich hatte damals gar schöne, einsame Stunden. Der Brunn im Klostersgarten, der — längst von seiner Eishülle befreit — jetzt wieder sein Wasser murmelnd in das Becken goß, wiegte mich in süße Träumereien, und mit diesen Träumereien kehrte auch die Muse wieder bei mir ein und brachte mir einige Pieder über das nie ausgeschöpfte Thema: Frühling und Liebe.

Der Abschied von dem Kloster nahte: ich hatte mich dort beinahe als Sohn gefühlt und trennte mich nun unter den lebhaftesten Dankgefühlen für die guten grauen Schwestern.

Am Abend vor meiner Abreise bestieg ich auf meinen Krücken die kleine, bequeme Treppe zur Orgel des Klosterkirchleins, da die Schwester, welche zu spielen pflegte, erkrankt war, um ihre Stelle zu versehen, denn ich hatte auch dies Instrument bei meiner Mutter geübt.

Mein Spiel, von dem Gesang der frommen Schwestern begleitet, weckte heilige Gefühle in mir, die mich wie auf Engelsfüßigen emportrugen über Raum und Zeit.

Ich stand, so dünkte mir, auf dem Riesenaltan des Heidelberger Schlosses, und drüben, von den blauen Vogesen her, schwebte ein Engel, der Antoniens Züge und Locken trug. Deutlich sah ich den Schatten, wie den eines Vogels, über die Ebene fliegen. Der Engel nahte mir; die Flügel fielen ab wie Blatthüllen: es war wirklich Antonie, die ich in meine Arme schloß.

Wieder auferstanden zu einem neuen doppelten Leben! rief sie mit ihrer weichen, süßen Stimme. „Sie haben nie so gut wie heute gespielt, Herr Pilger,“ sagte die révérende mère. Besonders das Nachspiel, das Sie uns gaben, stimmte uns alle mehr als sonst zur Andacht. Sie waren der Erde entrückt, und Ihr Auge glänzte, wie beim heiligen Rochus auf unserem Altarbild.“

Am Morgen, als ich abreiste, empfing ich den warmen Händedruck sämmtlicher Schwestern. Angelika vergoß reichliche, vergeblich unterdrückte Thränen; sie war offenbar der Welt noch nicht abgestorben, wie die Andern.

In Straßburg beschloß ich, von der Reise erschöpft, einen Ruhetag zu halten, so sehr mir auch der Boden unter den Füßen brannte; denn ich wollte frisch vor den Heidelbergern erscheinen. Aber es kam zu einem längeren Aufenthalte, da ich glücklicher Weise dort einen Schüler Esmarch's traf, der mir einen neuen Fuß mit elastischem Stahlgewölbe schuf. Davon durften aber die Mutter und Antonie nichts wissen; ich hatte es auf eine Ueberraschung abgesehen.

So wiederhergestellt kam ich nach Heidelberg. Auf dem Bahnhof nahm mich die beste aller Mütter mit überströmenden Freudenthränen an ihr treues Herz.

„Du gehst ja ohne Krücke!“ war ihr erstes Wort. „Ja, Mutter, sie haben mich leidlich herausgestiftet,

und wenn ich nicht noch einmal angeschossen werde, den' ich auf meiner Hochzeit zu tanzen. Aber wo ist sie?"

"Komm nur, komm!"

Sie führte mich in die Wohnung der Geheimrätthin in der Häufferstraße. Dort erschien, als wir naheten, ein Kopf am Fenster, der sogleich wieder verschwand. Wir stiegen die Treppe hinan und zogen die Glocke; aber die Glasthür stand schon offen, und meine Geliebte — trotz der Trauerkleidung schöner als je — flog mir entgegen. Ich faßte sie bei beiden Händen; aber eine Umarmung wagte ich nicht. Wir waren uns ja noch fremd; nur brieflich durch dritte Hand hatten wir uns genähert, und die Geheimrätthin, eine sehr stattliche Dame, stand hinter der Tochter.

"Na, ein Kuß ist schon erlaubt," sagte sie in ihrer feinen norddeutschen Sprache.

Ich warf meine Arme um Antonie; unsere Lippen begegneten sich; ich küßte ihr die Freudenthränen von den blühenden Wangen. Dazu bedurfte es natürlich mehr als eines Kußes. Alle Noth, die ich erduldet, wurde reichlich aufgewogen durch die Wärme dieses Augenblicks.

Als Antonie sich von mir löste, streifte ihre Hand über ein Ding, das in meinem Knopfloch hing.

"Was ist das?" rief sie mit einem Freudenschrei. "Das eiserne Kreuz! Du bist Göt' von Verlichingen mit dem eisernen Kreuz!"

"Sage lieber mit dem eisernen Fuß."

"Und dem goldenen Herzen."

Meine Mutter hatte von dem Ehrenzeichen nichts gesagt, um den beiden eine Ueberraschung zu bereiten.

Wir blieben auf dringendes Bitten mehrere Stunden. Antonie, die einen vortrefflichen Thee kredenzte, lachte und weinte abwechselnd: sie war ganz hingebende Liebe. Frau von Kappellen, eine feine Frau von ausgezeichnete Bildung, bewies mir eine Güte, die mich tief rührte.

"Eure Verbindung," sagte sie, "muß vor der Hand noch geheim bleiben, da ihr beide noch so ganz grünes Holz seid. Und auch in der Art, wie ihr euch begegnet, muß eine gewisse Zurückhaltung beobachtet werden. Ich gestatte euch zum Willkommen und zum Abschied jedesmal einen Kuß, nicht mehr."

"Aber Mutter," sagte die feste Antonie, "er hat mir ja schon ein ganzes Dutzend gegeben. Die kommen doch hoffentlich nicht in Abzug?"

"Das geschah im Sturm des ersten Wiedersehens; für die ertheil' ich Ablaß."

Seitdem nannten wir alle überzähligen Küsse Ablaßküsse.

Zum Schlusse.

Zur Zeit, wo ich dieses schreibe, sind zehn Jahre verfloßen, zehn Jahre ungetrübten Glückes. Ich stehe an der Spitze einer blühenden Erziehungsanstalt für das weibliche Geschlecht; meine Arbeit ist geeignet, auch in finanzieller Beziehung. In meiner Arbeitsstube hängen der Helm, vulgo Pickelhaube, der Tornister vulgo Affe, der zusammengelegte Mantel, vulgo die gerollte Pelle, sammt Gewehr und Säbel, als Trophäe geordnet, zum ewigen Andenken an meine Kriegszeit.

Ein Bart, aber freilich nur ein kleiner, hat sich, allerdings spät, auf meiner Lippe eingestellt, wie es sich für einen Invaliden schickt — zur großen Beruhigung Antoniens, die durchaus einen Mars, der ich keineswegs bin, in mir sehen will.

Genanntes ehrgeiziges Frauchen sitzt in dem Augen-

blick, da ich dieses schreibe, an meiner Seite mit einem prächtigen Knaben — einem „maphaelischen Kinde“, wie die beiden Großmütter versichern — auf dem Schooße.

"Schreibe doch," sagt sie mir, "der Du die Feder mit Leichtigkeit führst, Deine Kriegserlebnisse auf! Je länger Du damit wartest, desto mehr erblaßt die Erinnerung."

"Das thu' ich eben," sag' ich.

"Aber mich läßt Du aus dem Spiele!"

"Das wird nicht gut möglich sein."

"Du läßt es doch nicht drucken?"

"Warum nicht? Mit verstedtem Namen und etwas veränderter Handlung, daß uns Niemand errathen kann."

"Ich will es aber vorher lesen. Ich fürchte, es sind zu viele Küsse darin."

"Ich habe mich auf das Allernothwendigste beschränkt."

"Aber dieser kommt doch nicht hinein?" Damit küßte sie mich.

"Vielleicht doch."

Und so nehm' ich von dem Leser Abschied.

Weshalb Friß Hedrich nicht umkehrte.

Von Victor Blüthgen.

Ein Botengang von fünf Stunden ist an sich kein hinlänglich großer March, um viel Aufhebens davon zu machen. Aber wenn einer diese fünf Stunden in nachtschlafender Zeit abläuft, während er viel lieber auf dem Ohr läge, überdies in öder Gegend, schweißtriefend und die sogenannte schwere Angst im Nacken, und hinterher dann erfährt, daß er das eigentlich gar nicht nöthig gehabt hätte, so hört da doch, wie Friß Hedrich nachher zu sich selber sagte, „der Gurkenhandel auf.“

Liegt da in Sachsen ein Ort, den wir Gräßgen nennen wollen, in der Gegend, wo die Leute weder kalt noch warm sitzen, nämlich in der Lausitz, und fünf Stunden davon ein Städtchen, das Herzogenbrück heißen möge. In Gräßgen wohnt auf dem hübschen Schlosse der Herr von Wolf, in Herzogenbrück aber in seinem alten ephengrünen Gutshause der Herr von Dietgen.

Der Herr von Wolf schickt eines Tages Karten herum mit dem Kopfe eines Sechzehners oben und Schnörkeln aus Jagdhörnern und Waffen aller Art, an deren zwei Enden je ein Hase an den Ohren baumelt; auf diesen Karten, deren eine auch sein guter Freund Dietgen erhält, wird der verehrliche Herr So und so zu Dienstag den 27. Oktober auf eine Treibjagd eingeladen und gebeten, im Falle er zu erscheinen verhindert sei, rechtzeitig einen Absagebrief nach Gräßgen auf das Schloß zu senden.

Herr von Dietgen hat zwar keine ausschweifenden Vorstellungen von dem Wildreichthum des Reviers von Gräßgen, wo der Sandacker oft über Nacht von einem Felde auf das andere gehet und höchstens ein paar elende Buschhasen im Dunkeln aus den Kiefern schleichen, um Nahrung zu suchen. Jedoch ein Jagdvergnügen hat noch andere Reize — kurzum, er ist fest entschlossen, an dem Spaz' theilzunehmen.

Allein der Mensch denkt, der Himmel lenkt: am Abend zuvor bekommt er ganz unerwartet die Nachricht, daß ein halbes Dutzend Dragoneroffiziere auf dem Wege ist, um ihn heimzusuchen und bei ihm ein wenig zu jagen. Daran ist nichts zu ändern. Es muß schleunigst für Unterkunft gesorgt werden, denn die Herren wollen noch in der Nacht eintreffen, und was die Jagd in